

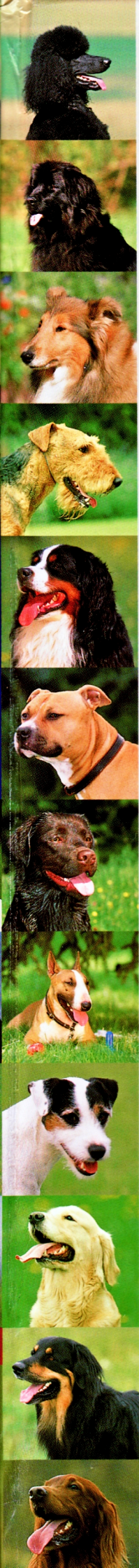
KOSMOS

HANS RÄBER

ENZYKLOPÄDIE DER RASSEHUNDE

BAND 1

- ▶ Ursprung
- ▶ Geschichte
- ▶ Zuchtziele
- ▶ Eignung und Verwendung



Hans Räber

**Enzyklopädie der
Rassehunde**

Kosmos

HANS RÄBER

ENZYKLOPÄDIE DER RASSEHUNDE

- ▶ Ursprung
- ▶ Geschichte
- ▶ Zuchtziele
- ▶ Eignung und Verwendung

Band 1:

- Bauern-, Hirten- und Treibhunde
- Schäferhunde
- Doggenartige Hunde
- Pinscherartige Hunde
- Spitzartige Hunde
- Schensihunde
- Zwerghunde, Pudel, Dalmatiner



Kosmos

Mit 560 Farbfotos und 484 Schwarz-weißabbildungen.

Umschlagfotos von Heike Erdmann/Kosmos (Airedale Terrier, Golden Retriever, Riesenschnauzer), Thomas Höller (Alaskan Malamute, Bearded Collie, Briard, Collie, Dalmatiner, Husky, Irish Setter, Magyar Vizsla), Thomas Höller/Kosmos (American Staffordshire Terrier, Dackel, Entlebucher Sennenhund, Zwergschnauzer), Renata Peters - Photo Roberto (Cairn Terrier), Marc Rühl/Kosmos (Dobermann, Rottweiler, West Highland White Terrier), Christof Salata/Kosmos (Australian Shepherd, Berner Sennenhund, Bullterrier, Hovawart, Jack Russell Terrier, Neufundländer, Pudel, Schäferhund), Sven-Olaf Stange/Kosmos (Dogge), Karl-Heinz Widmann (Labrador Retriever).

Grundlayout: Atelier Reichert, Stuttgart.

Inhalt von Band 1:

- Bauern-, Hirten- und Treibhunde
- Schäferhunde
- Doggenartige Hunde
- Pinscherartige Hunde
- Spitzartige Hunde
- Nordische Hunde
- Schensihunde
- Zwerghunde, Pudel, Dalmatiner

Inhalt von Band 2:

- Terrier
- Laufhunde
- Vorstehhunde
- Retriever
- Wasserhunde
- Windhunde

Die Deutsche Bibliothek -
CIP-Einheitsaufnahme

Enzyklopädie der Rassehunde :

Ursprung, Geschichte, Zuchtziele,
Eignung und Verwendung /
Hans Räber - Stuttgart : Franckh-
Kosmos.

NE: Räber, Hans: Rassehunde

Bd. 1. - 1. Aufl. - 1993

ISBN 3-440-06555-3

© 1993, 2001, Franckh-Kosmos Verlags-

GmbH & Co., Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Angela Wolf

Herstellung: Heiderose Stetter

ISBN der Gesamtausgabe:

3-440-08235-0

Printed in Czech Republic / Imprimé en

République Tchèque

Satz: Fotosatz Janß, Pfungstadt

Druck und Binden: Těšínská Tiskárna,
a. s., Český Těšín

Informationen sind wir Ihnen gerne zu

Bücher · Kalender · Spiele
Experimentierkästen · CDs · Videos
Seminare

Natur · Garten & Zimmerpflanzen ·
Heimtiere · Pferde & Reiten ·
Astronomie · Angeln & Jagd ·
Eisenbahn & Nutzfahrzeuge ·
Kinder & Jugend

KOSMOS

Postfach 106011
D-70049 Stuttgart
TELEFON +49 (0)711-2191-0
FAX +49 (0)711-2191-422
WEB www.kosmos.de
E-MAIL info@kosmos.de

INHALT

Vorwort 7

Vom Wolf zum Rassehund 9

Bauern-, Hirten- und Treibhunde 16

- Der St. Bernhardshund 26
- Der Pyrenäenberghund (Chien de Montagne des Pyrénées) 36
- Der Mastín de los Pirineos 46
- Portugiesische Hirtenhunde 48
- Der Cão da Serra da Estrela 49
- Der Cão de Castro Laboreiro 54
- Der Rafeiro do Alentejo 55
- Der Mastín Español 56
- Türkische Hirtenhunde 65
- Der Akbash 67
- Der Karabash 69
- Der Kangal 71
- Der Kaukasische Owtscharka (Kavkazskaia Ovtcharka) 74
- Der Südrussische Owtscharka 82
- Der Do Khyi (Tibet Mastiff) 83
- Der Slovenský Čuvač (Slowakischer Tschuwatsch) 95
- Der Polski Owczarek Podhalanski (Tatrahund) 99
- Ungarische Hirtenhunde 106
- Der Komondor 111
- Der Kuvasz 116
- Der Maremmhund (Cane da Pastore Maremmano-Abruzzese) 121
- Jugoslawische Hirten- und Schäferhunde 130
- Der Šarplanjac 130
- Der Kraski Ovčar (Karst-Schäferhund) 134
- Der Große Schweizer Sennenhund 135
- Der Berner Sennenhund (Dürrbächler) 143
- Der Appenzeller Sennenhund 153
- Der Entlebucher Sennenhund 161
- Der Rottweiler 168
- Der Hovawart 181
- Der Neufundländer 189
- Der Landseer 191
- Der Leonberger 195

Schäfer- und Hirtenhunde 200

- Der Deutsche Schäferhund 204
- Der Weiße Schäferhund 214
- Belgische Schäferhunde 223
- Der Groenendael 225
- Der Tervueren 226
- Der Malinois 227
- Der Laekenois 228
- Der Schipperke 230
- Holländische Schäferhunde (Hollandse Herdershonds) 238
- Wolfshunde 249
- Der Tschechoslowakische Wolfshund (Československý Vlak) 251
- Der Saarloos Wolfhond 256
- Der Schapendoes 259
- Französische Schäferhunde 267
- Der Beauceron (Chien de Berger de Beauce) 270
- Der Briard (Chien de Berger de Brie) 274
- Der Picard (Chien de Berger de Picardie) 278
- Der Pyrenäenschäferhund (Berger des Pyrénées) 281
- Andere Französische Schäferhunde 287
- Der Bouvier des Flandres 289
- Der Collie 291
- Der Border Collie 300
- Der Bearded Collie 305
- Der Bobtail (Old English Sheepdog) 308
- Der Shetland Sheepdog (Sheltie) 319
- Der Welsh Corgi 322
- Lancashire Heeler 328
- Der Västgötaspets (Vallhund) 330
- Der Bergamasker 331
- Der Puli 338
- Pumi und Mudi 346
- Der Hrvatski Ovčar (Kroatischer Schäferhund) 351
- Der Polsky Owczarek Nizinny (Polnischer Niederungshüttehund) 352
- Iberische Schäferhunde 361
- Der Gos d'Atura Català (Katalonischer Schäferhund) 362
- Der Cão da Serra de Aires 372

- Der Ca de Bestiar (Perro de Pastor Mallorquin) 376
- Der Kelpie 377
- Der Australian Cattle Dog 380
- Der Australian Shepherd 383
- Der Dänisch-Schwedische Bauernhund 385

Doggen und Doggenartige 387

- Der Mastiff 388
- Der Bullmastiff 392
- Die Englische Bulldogge 394
- Die Deutsche Dogge 400
- Der Boxer 409
- Der Broholmer 416
- Der Mastino Napoletano 419
- Die Bordeaux-Dogge 431
- Der Fila Brasileiro 441
- Der Perro de Presa Mallorquin 449
- Der Perro de Presa Canario 449
- Der Fila São Miguel 450
- Der Dogo Argentino 451
- Der Shar Pei 456
- Der Tosa Inu 464

Pinscherartige Hunde 467

- Der Dobermann 467
- Der Deutsche Pinscher 472
- Der Zwergpinscher 474
- Der Österreichische Kurzhaarpinscher 477
- Die Schnauzer 478
- Der Zwergschnauzer 487
- Der Riesenschnauzer 489
- Der Hollandse Smoushond 491
- Rauhhaarige Zwergpinscher 494
- Der Affenpinscher 494
- Die Belgischen Zwerggriffons 498
- Der Kromfohrländer 502

Spitzartige Hunde 511

- Der Spitz 511
- Der Volpino Italiano 527
- Der Japan Spitz (Nihon Supittsu) 531
- Der Chow Chow 533

Der Eurasier 544
Die Autochthonen Japanischen Spitze 551
Der Akita Inu 552
Der Shiba Inu 561
Japanische Spitzhundrassen 563

Nordische Hunde 565

Schlittenhunde 566
Der Grönlandhund 569
Der Alaskan Malamute 571
Der Siberian Husky 573
Der Samojede 574
Nordische Jagdhunde 575
Norwegischer Elchhund und Schwedischer Jämthund 575
Der Schwarze Norwegische Elchhund 578
Der Lundenhund 579
Der Finnesspitz 581
Der Norbotten Spets (Norbottenspitz) 583
Der Karelische Bärenhund 586
Der Nordische Bauern- und Hütehund 586
Der Schwedische Lapphund (Lappländske Spets) 586

Der Islandhund 590
Der Finnische Lapphund (Finnish Lapinkoira) 592
Der Lapinporokoirra 594
Der Norwegische Buhund 596
Die Russische Laiki 598

Schensihunde 609

Der Basenji 613
Paria-, Kanaanhund und Dingo 623
Zwerghunde, Pudel, Dalmatiner 631
Zwerghunde 631
Der Mops 634
Die Chincha-Bulldogge 641
Binchons 644
Das Löwchen 651
Haarlose Hunde 653
Der Chinesische Schopfhund (Chinese Crested Dog) 656
Der Mexikanische Nackthund (Xoloitzcuintle) 660
Der Peruanische Nackthund (Perro Sin Pelo Del Peru) 664
Zwerghunde aus Asien 668
Der Tibet-Terrier 670
Der Lhasa Apso 673
Der Shi Tzu 674

Der Japan Chin 677
Der Peking-Palasthund (Pekingese) 679
Der Tibet Spaniel 686
Der Chihuahua 689
Zwergspaniels 699
Der Cavalier King Charles Spaniel 703
Der Papillon 705
Der Phalène 708
Die Französische Bulldogge 709
Der Boston Terrier 717
Der Pudel 725
Der Dalmatiner 734

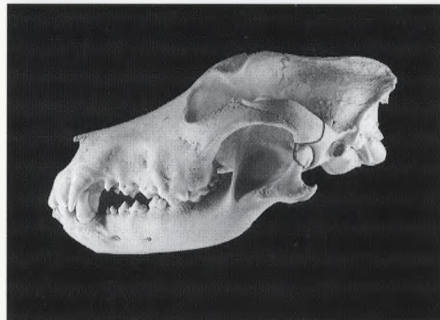
Anhang 747

Abkürzungen der Verbände 747
Literatur 747
Allgemeine Hundeliteratur 747
Domestikation des Hundes 749
Rassegruppen 749
Gesamtverzeichnis 760
Register 777

VORWORT

Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts haben Ludwig Beckmann, Richard Strebel und Vero Shaw in umfangreichen Werken die Geschichte der damals bekannten Hunderassen eingehend dargestellt. Beckmann und Strebel waren zudem begnadete Zeichner und Tiermaler, denen es gelungen ist, die Spitzentiere der damaligen Zucht in Zeichnungen und farbigen Bildern naturgetreu festzuhalten. Ihre Werke sind noch heute Fundgruben für jeden, der sich mit der Geschichte der Rassehunde befaßt. Seit Erscheinen dieser Werke sind fast hundert Jahre vergangen. Neue Rassen sind in dieser Zeit entstanden, und viele Forscher haben emsig an der Erfassung der Rassengeschichten gearbeitet. Zudem haben die Ansichten der Zoologen über die Stellung der Haustiere und deren Entwicklung bis zu den heutigen Rassen in vieler Hinsicht geändert. Dieses Umdenken hat auch in der Kynologie seinen Niederschlag gefunden.

Es schien mir deshalb notwendig zu sein, am Ende des 20. Jahrhunderts all das zusammenzufassen, was bis Ende des 20. Jahrhunderts auf dem Gebiet der Rassengeschichten erforscht worden ist, und vor allem den Stand der



Schädel eines großen normalwüchsigen Hundes (Schweizer „Küherhund“ um 1900). Die Abweichungen vom Wolfsschädel sind relativ gering.

Rassehundezucht in guten Bildern für kommende Generationen festzuhalten. Es ging mir keineswegs darum, Rassemonografien zu schreiben, mein Anliegen beschränkte sich vor allem und fast ausschließlich nur auf die Darstellung des geschichtlichen Werdegangs der einzelnen Rassen, wobei ich mich bemühte, Legenden und objektiv nachprüfbarere Tatsachen sauberlich zu trennen. Daß dabei manch liebgezwungene Ansicht von jahrhundert-, wenn nicht gar jahrtausendealte Rassen auf der Strecke blieb, war unvermeidlich. Möge dieses Buch dereinst den gleichen Zweck erfüllen wie die großen Werke der kynologischen Forscher um die Jahrhundertwende, nämlich den Werdegang des Rassehundes im Laufe eines Jahrhunderts aufzuzeigen.

Kirchberg, im September 2000

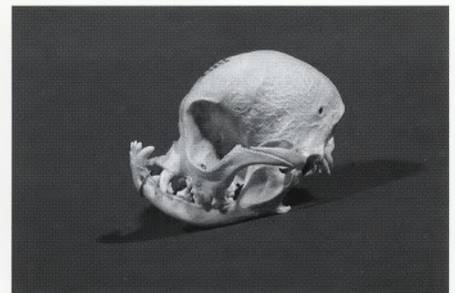
Dr. h. c. Hans Räber

Rassenwandel

Kein anderes Haustier weist eine derartige Rassenvielfalt auf wie der Hund. Die große genetische Variabilität führte bei ihm zu Veränderungen der Größe, der Schädelformen und der Haarstrukturen, die die Grenzen einer Unterart schon fast sprengen. Es ist nicht leicht, in der Schädelform des King Charles Spaniels und der des Mopses noch die Angehörigen einer Unterart des Grauwolfs zu sehen. Diese große genetische Variabilität des Hundes, die immer wieder zu neuen Mutanten führte und noch immer führt, hat die Hundezüchter oft dazu verleitet, rasse-typische Merkmale derart zu übersteigern, dass die biologisch vertretbaren Grenzen überschritten worden sind. Die Folgen derart fehlgesetzter Zuchtziele

sind Körperformen und Haut- und Haarstrukturen, die dem Hund ein artgerechtes Leben verunmöglichen und dazu führen, daß in den Medien von Extrem- und Qualzucht die Rede ist und so den Rassehund pauschal in Misskredit bringen. Eine weitere, unerfreuliche Folge sind Zuchtverbote für bestimmte Rassen, die in den Parlamenten verschiedener Länder diskutiert werden.

Schädel eines King Charles Spaniels. Die Variationsbreite der Schädelformen des Haushundes stößt an die Grenzen des Artenbegriffs. (Foto: Dr. M. Nussbaumer)



Solange der Hund vorwiegend ein Nutztier (Jagdhund, Hütehund) war, hielten sich die Abweichungen der Körper- und der Schädelformen gegenüber dem Wolf in relativ engen Grenzen. Der anatomische Grundbauplan des hetzjagenden Caniden blieb weitgehend unverändert. Veränderungen des Skeletts, der Muskulatur, der Haut und der Haare sowie der inneren Organe konnten nur soweit toleriert werden, als sie die vom Hund geforderten Leistungen nicht beeinträchtigten. Das änderte sich sehr rasch, als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedeutende gesellschaftliche Veränderungen in vielen europäischen Ländern eintraten. Die Industrialisierung, die Verstädterung der Bevölkerung in Mittel- und Westeuropa und nicht zuletzt Darwins Lehre von der Evolution der Lebewesen und das

Bekanntwerden der Mendel'schen Vererbungsgesetze führten zu einer grundlegenden Veränderung in den Methoden der Tierzucht.

Der Gebrauchszweck des Hundes trat mehr und mehr in den Hintergrund und der äußeren Erscheinung wurde vermehrt großes Gewicht zugemessen. Es wurden Standards aufgestellt, wobei in den meisten Fällen ein Hund, den man als besonders typischen Rassevertreter ansah, als Modell diente. Doch der individuellen Interpretation dieser Standards durch die Richter waren vorerst noch weite Grenzen gesetzt, so daß schon bald rassetypischen Merkmalen zu großes Gewicht beigemessen wurde und die Hunde innerhalb kurzer Zeit vom festgeschriebenen Standard abweichen, und das vielfach nicht zum Vorteil der Rasse. Weil vor allem in England, dem „Mekka der Hundezucht“, die maßgebenden Züchter zugleich Pferdezüchter waren, wurden viele Beurteilungskriterien aus der Pferdezucht auf die Hunde übertragen, Kriterien, die ein Hund aufgrund seiner völlig anderen anatomischen Konstruktion gar nicht erfüllen konnte.



Der heute noch gültige Standard des Zwergschnauzers beschreibt – abgesehen von den kupierten Ohren und der kupierten Rute – einen normal gebauten Hund mit einem „pflegeleichten“ harten Rauhaar. Das Bild zeigt einen Siegerhund aus dem Jahr 1960. (Foto: F. Leimgruber)

Hunderassen sind keine statischen, sondern dynamische Einheiten, die sich im Laufe weniger Generationen sehr stark verändern können. Bei Rassen, von denen eine bestimmte Arbeitsleistung nicht mehr verlangt wird, spielten – und spielen immer noch – die sich stets ändernden Ansichten darüber, was der Mensch als schön oder auch nur als auffällige Besonderheit empfindet, eine große Rolle. So haben sich etliche Rassen weit vom ursprünglichen Rassebild entfernt, und bei vielen Rassen stimmen

die Forderungen des Standards nicht mehr mit dem heutigen Rassebild überein. Verhängnisvoll wurden einigen Rassen Standardbestimmungen, die zu anatomischen Defekten führten, und noch verhängnisvoller ist es, wenn diese Defekte bei einer Rasse als besonders rassetypisch und schön empfunden werden. Gegen Abweichungen vom ursprünglichen Grundbauplan des Laufraubtieres Wolf ist nichts einzuwenden, solange diesen nicht die Gesundheit des Hundes zum Opfer fällt. Auch wenn wir uns immer wieder in Erinnerung rufen müssen, daß der Hund in einer anderen „ökologischen Nische“ lebt als Urvater Wolf, und wir deshalb die Bedürfnisse des Wolfes nicht einfach auf den Hund übertragen dürfen, so stellt sich doch die Frage, wie weit sich die psychischen Bedürfnisse den veränderten Körperformen angepasst haben.

Konkret: Weiß der extrem pyknische Mops oder English Bulldog, weiß der 120 kg schwere Mastin Español, daß sein Körper ein Ausleben des großen Laufbedürfnisses des Hundes nicht mehr erlaubt? Leidet der Hund an der Diskrepanz zwischen Wollen und Können? Sicher lernt er mit der Zeit, sich seinen Möglichkeiten anzupassen; dennoch muss man sich fragen, wie weit krasse Abweichungen vom ursprünglichen Bauplan der Caniden noch tolerierbar sind und wo bereits die zum Schlagwort gewordene „Qualzucht“ beginnt. Die Probleme der „Extremzuchten“ sind heute bekannt und immer mehr verantwortungsvolle Züchter und Richter setzen die Zuchtziele anders und stellen die Gesundheit vor fragwürdige Schönheitsideale.

Die Rückkehr zum ursprünglichen Typ ist jedoch bei einigen Rassen nicht mehr möglich, weil der durch die Inzucht entstandene Genverlust nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. In kleinen Populationen entsteht einerseits durch den Genverlust, andererseits durch eine Anhäufung von Mutanten eine „genetische Drift“, die zu einer, vom Züchter ursprünglich gar nicht gewollten, Überbetonung bestimmter Rassemerkmale führt. Diese „genetische Drift“ kann innerhalb weniger Generationen zu einem völlig anderen Rassebild führen. Als Beispiel erwähne ich hier den Zwergschnauzer, bei dem sich zwischen 1960 und 2000 eine neue Form entwickelt hat, die man füglich als neue Rasse bezeichnen kann. Ob dieser „neue Zwergschnauzer“ den alten, anatomisch normal gebauten und mit sei-

nem harten Rauhaar äußerst „pflegeleichten“ Hund völlig verdrängen wird, oder ob künftig zwei verschiedene Rassen des Zwergschnauzers nebeneinander stehen werden, wird die Zukunft zeigen. Wie beim Zwergschnauzer, so entspricht auch bei etlichen anderen Rassen der heutige Phänotyp nicht mehr dem im Standard beschriebenen, und dennoch behaupten die Richter, sie würden die Hunde genau nach den Forderungen des Standards beurteilen: Schlimm wird ein solches Richterurteil dann, wenn Hunde mit offensichtlichen anatomischen Defekten an Ausstellungen dem Publikum als „Bester der Rasse“ oder gar als „Bester Hund der Ausstellung“ vorgestellt werden.

Es wird heute viel von der „Würde des Tieres“ geredet und geschrieben. Die neue Tierethik achtet das Tier mehr und mehr um seiner eigenen Würde willen. Fortschrittliche Gesetzgeber haben das Tier aus dem Status einer „Sache“ herausgelöst und anerkennen es als eigenständiges Lebewesen. Diese Entwicklung klammert auch die Hundezucht nicht aus. Die Freude an skurrilen Formen hört in der Tierzucht da auf, wo sie

Englischer Sieger an der Cruft's Dog Show 1998. Diese neue, völlig vom Wortlaut des Standards abweichende Form verdrängt auch auf dem Festland den ursprünglichen Typ des Zwergschnauzers immer mehr.



das Tier in seiner artgerechten Lebensweise erheblich beeinträchtigt. Ziel der Hundezucht ist und bleibt die Erhaltung der Rassenvielfalt, aber die Züchter müssen sich vermehrt darüber Rechenschaft geben, daß Gesundheit vor Schönheit steht, zumal die Meinungen, was „schön“ ist, einem ständigen Wandel unterworfen sind. „Das wirklich Wertvolle unserer Hunde ist nach wie vor nicht ihre ‚Schale‘, sondern deren ‚Inhalt‘ (Zitat von Prof. E. Seiferle).

VOM WOLF ZUM RASSEHUND

Beginn der Domestikation

Seit rund 10000 oder mehr Jahren begleitet der Hund den Menschen, und zwar, das beachten wir wohl meistens zu wenig, während der ersten Jahrtausende nicht als Nutztier, sondern als sozialer Kumpan; denn irgendwelchen wirtschaftlichen Nutzen konnte ja der steinzeitliche Jäger aus der Hundezucht kaum ziehen. Andererseits konnte der Hund auch keinen Schaden anrichten, weil der Jäger ohne keine Haustiere besaß. Das änderte sich erst, als der Mensch vom nomadisierenden Jäger und Sammler zum sesshaften Ackerbauer wurde.

Wir können zumindest vermuten, daß zu Beginn der Domestikation des Wolfes kultisch-magische Vorstellungen eine Rolle spielten. Mensch und Wolf waren damals biologische Konkurrenten, sie ernährten sich weitgehend auf die gleiche Weise, und so ist es durchaus vorstellbar, daß der Mensch aus religiös-kultischen Gründen sich diesen für ihn wirtschaftlich nutzlosen Miteser wenigstens in Zeiten großen Wildreichtums leisten konnte. Uralte Märchen und Sagen, ich erinnere an altgermanische Sagen aus der Edda, an Romulus und Remus, an das „Rotkäppchen“, an den „Wolf und die sieben Geißlein“ u. a. m., weisen auf derartige kultisch-magische Beziehungen zwischen Wolf und Mensch hin.

Seitens des Menschen bestand wohl in jener Frühzeit eine gewisse Toleranz gegenüber anderen Arten, welche den naturverbundenen Jäger und Sammler der Steinzeit – weit mehr als dies in späteren Kulturen der Fall war und

auch heute ist – im Tiere eine andere, gleichberechtigte Lebensform sehen ließ, mit der er sich auseinanderzusetzen hatte. So mag es vorgekommen sein, daß eine Menschenfrau ein verwaistes Wolfskind mit den eigenen Kindern großgezogen hat.

Die Eingeborenen in Calabar erzählen sich eine alte Sage, wonach ein Junge den Welpen eines Wildhundes ins Lager brachte und hier aufzog. Ausgewachsen, brachte dieser Wildhund eines Tages eine Hündin ins Lager, und die beiden begannen, die Menschen auf ihren Jagdzügen zu begleiten, und zogen ihre Welpen im Lager der Menschen auf. Das mag sich bei den Steinzeitjägern soundso oft in ähnlicher Weise abgespielt haben.

Der Mensch der Steinzeit war überall und zu jeder Zeit von Wildhunden umgeben. Beide, Mensch und Wildhund, jagten die gleichen Beutetiere, standen also als biologische Konkurrenten in engem Kontakt zueinander. Hatte der Mensch ein größeres Beutetier erlegt, tauchten die Wölfe auf; sie umlungeren die Lagerstätten des Menschen und vertilgten die Abfälle, inklusive den menschlichen Kot – ein Verhalten, das dem Hund, zum Ärger vieler Hundehalter, bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Aus der losen Verbindung als Abfallvertilger, als gelegentlich gezähmter Begleiter auf den Jagdzügen, erwuchs allmählich eine feste Lager- und Jagdgemeinschaft zwischen Wolf und Mensch. Eines Tages muß eine Wölfin ihre Welpen im Lager der Menschen zur Welt gebracht haben, und damit war der erste entscheidende Schritt in die Laufbahn des ersten Haustieres des Menschen getan.

Es müssen wohl verschiedene Domestikationszentren angenommen werden.

Älteste Knochenfunde, die eindeutig dem Haushund zugeordnet werden können, stammen aus Europa (Dänemark, Deutschland, England), aus Asien (Israel, Türkei, Persien, Japan) und aus Amerika. Es kann nicht angenommen werden, daß zwischen den Haushunden, die vor mehr als 10000 Jahren im heutigen Irak und in Idaho lebten, irgendwelche verwandtschaftlichen Zusammenhänge bestanden.

Als Folge der räumlich weit auseinander gelegenen Domestikationszentren kann man annehmen, daß diese anfänglich über viele Generationen getrennt gezüchteten Populationen genetische Unterschiede in bezug auf Genbestand und Chromosomenstrukturen aufwiesen. Dadurch wurde die innerartliche Variationsbreite des Haushundes beträchtlich erweitert. Die heutige Rassenvielfalt muß wohl auch unter diesem Gesichtspunkt verstanden werden.

Die Unterscheidung der frühen Funde in Wildtier und Haustier ist oft recht schwierig. Gefunden wurden ja aus jener frühesten Zeit nicht vollständige Skelette, sondern nur Fragmente, die eine genaue Bestimmung schwierig machen, zumal in der Frühzeit der Domestikation des Hundes die Übergänge vom Wildtier zum domestizierten Tier durchaus fließend waren und Vermischungen der beiden Formen sicher anfänglich recht häufig vorkamen.

Voraussetzungen zur Domestikation

Zahm und domestiziert (zum Haustier geworden) bedeuten nicht dasselbe. Zwar setzt Domestikation

die Zähmung des Wildtieres voraus, aber das zahme Wildtier ist deswegen noch kein Haustier. Im Laufe seiner vieltausendjährigen Geschichte hat der Mensch viele wilde Tiere gezähmt und zeitweilig innerhalb seiner Sippen-gemeinschaft gehalten und weitergezüchtet. Nur sehr wenige sind jedoch zu Haustieren geworden. Es müssen sowohl seitens des Tieres wie des Menschen gewisse Voraussetzungen erfüllt sein, damit ein Wildtier zum Haustier werden kann.

Eine dieser Voraussetzungen ist eine soziale Gliederung seitens des aktiven wie des passiven Partners. Mit Ausnahme der Katze, die einen Sonderfall bildet, lebten alle Ahnen unserer heutigen Haustiere in Herden oder Rudeln, sie brachten also die Anerkennung einer sozialen Hierarchie, einer sozialen Rangordnung, angeborenermaßen mit. Das war ohne Zweifel eine wichtige Voraussetzung zur bedingungslosen Unterwerfung unter den Menschen.

Eine weitere Voraussetzung war die Gebundenheit an einen ziemlich eng begrenzten, individuellen Lebensraum, an ein Territorium. Daß diese Tiere jahreszeitlich bedingte, zum Teil recht große Wanderungen unternehmen, widerspricht der territorialen Gebundenheit keineswegs.

Daß nun aber gerade der Hund und die Katze die einzigen blieben, die den engsten Wohnbezirk mit dem Menschen teilen dürfen, hängt damit zusammen, daß beide angeborenermaßen ihren engsten Wohnbezirk sauberhalten und als Fleischfresser nicht zu einer häufigen Kotabgabe gezwungen sind. Sie können deshalb zur Stubenreinheit erzogen werden.

Abstammung des Hundes

So wie wir weder Zeit noch Ort des Beginns der Domestikation des Haushundes wissen, so besteht auch heute noch Unsicherheit über die Wildtierform, aus der der Haushund hervorgegangen ist. Nach ihrer äußeren Gestalt können als wilde Vorfahren der Wolf in einer oder mehreren seiner vielen Unterarten, der Schakal und der Coyote in Frage kommen. Alle drei besitzen 78 Chromosomen und erzeugen mit dem Hund in Gefangenschaft fruchtbare Nachkommen.

Es gibt jedoch eine Anzahl Merkmale, die eher auf den Wolf als auf den Schakal hindeuten. Ein wichtiges Indiz für die Abstammung des Hundes vom Wolf sind die Hirngewichte, bzw. das Hirnvolumen. Bei allen Haustieren trat im Verlaufe der Domestikation eine merkbare Verminderung des Hirnvolumens ein. Sie beträgt beim Haushund rund 30% in bezug auf Wölfe vergleichbarer Größe; beim Schakal dagegen ist das Hirngewicht durchweg um rund 20% geringer als das von Haushunden vergleichbarer Größe.

Ein weiteres Indiz sind die Oberflächenstrukturen des vierten oberen Prämolars (Vorbackenzahn), des sog. „Reißzahnes“. Sie gleichen beim Hund denjenigen des Wolfes weit mehr als denjenigen des Schakals. Ferner ergaben elektrophoretische Untersuchungen, daß bestimmte Blutproteine des Hundes denjenigen des Wolfes ähnlicher sind als denen von Schakal und Coyote. Wichtigste Hinweise auf die Wolfsabstammung des Haushundes erbrachten die in den letzten Jahren intensiven ethologischen Forschungen an Wölfen und Hunden. Die soziale Struktur des Wolfsrudels und das gesamte Ausdrucksverhalten von Wolf und Hund sprechen für den Wolf als Ahnen des Hundes und nicht für den Schakal. Wölfe lassen sich in Gefangenschaft leichter in ein Hunderudel integrieren als Schakale, und so, wie sich der Wolf in die Hierarchie des Rudels eingliedert, gliedert sich der Hund in die menschliche Familie ein.

Zwar sind etliche mimische Ausdrucksformen des Wolfes beim Haushund im Laufe der Domestikation verschwunden oder vergrößert worden, viele sind für uns wegen besonderer Körperstrukturen (Hängeohren, Gesichtsfalten, reichliche Gesichtsbehaarung, Stummelrute) nicht mehr erkennbar, aber doch zumindest noch rudimentär vorhanden, und die, die noch der innerartigen Kommunikation dienen, werden auch vom Wolf „verstanden“.

Die Mehrzahl der morphologischen und ethologischen Untersuchungsergebnisse spricht in hohem Maße für den Wolf als Ahnen des Hundes. Es kann aber auch nicht völlig ausgeschlossen werden, daß in Asien der Schakal und in Nordamerika der Coyote bei der Entstehung des Haushundes mit beteiligt waren.

Althaus (1977) hat den Weg vom Wolf zum Haushund, kurz zusammengefaßt, in vier Phasen unterteilt:

1. Phase: Es findet eine mehr oder weniger freiwillige Vergesellschaftung zwischen Wildtier und Mensch statt. Es entsteht eine Art von Symbiose, in der beide Teile voneinander profitieren. Der Wolf nutzt die Abfälle des Menschen, und der Mensch profitiert von der Wachsamkeit des Wolfes, der allfällige Gefahren rechtzeitig anzeigt.

2. Phase: Eine größere Anzahl der ehemals freilebenden Tiere hat sich in die völlige Abhängigkeit vom Menschen begeben. Vermischungen mit der Wildform werden immer seltener.

3. Phase: Der Mensch errichtet bewußt sexuelle Barrieren zwischen der Wildform und dem Haustier. Mutationen, die im Freileben kaum eine Überlebenschance hätten, werden vom Menschen bewußt gefördert. An die Stelle der natürlichen ist die künstliche Selektion getreten.

4. Phase: Der Mensch konzentriert sich auf das äußere Erscheinungsbild seines Haustieres.

Die 4. Phase trat erst sehr spät ein (ab Anfang des 19. Jahrhunderts). Der zuverlässige Beginn einer eigentlichen Rassenbildung liegt für viele Hunderasen erst im 19., zum Teil auch erst im 20. Jahrhundert.

Merkmale der Domestikation

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß es bei den ältesten Funden oft recht schwierig ist, sie einer Wildform oder bereits dem Haushund zuzuordnen. Was bis jetzt gefunden wurde, sind in der Regel nur Schädelfragmente, selten völlig intakte Schädel, ferner Bruchstücke von Unterkiefern und Bruchstücke großer Röhrenknochen. Klare Hinweise auf eine fortgeschrittene Domestikation geben die schon erwähnte Verkleinerung des Hirnvolumens und allenfalls auch eine Verkürzung des Gesichtsschädels (Schnauzenpartie) im Verhältnis zum Hirnschädel und damit in Zusammenhang stehend die sog. Kulissenstellung der Vorbackenzähne (Prämolaren) und zum Teil auch der Backenzähne (Molaren). Zumeist ist auch der PM 4, der sog. „Reißzahn“ im Oberkiefer, beim Hund schwächer als beim Wolf.

Diese Veränderungen sind jedoch in der Frühzeit der Domestikation oft sehr gering, sie treten allmählich im

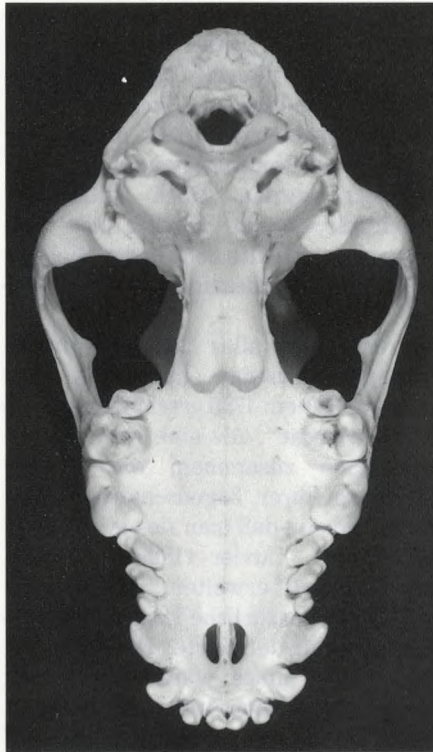
Laufe vieler Generationen deutlicher auf, und weil sicher anfänglich noch eine dauernde Durchmischung der wilden und der domestizierten Population stattfand, ist eine sichere Beurteilung der ältesten Funde recht schwierig.

Wir wissen jedoch aus der Entstehung anderer Haustiere in geschichtlicher Zeit (z. B. Kaninchen, Goldhamster, Wellensittich, Labormäuse u. a. m.), daß nach ungefähr 30 Generationen der Zucht in der Obhut des Menschen das Erbgefüge ins Wanken gerät. In jedem Lebewesen ruht die latente Möglichkeit zu einer Änderung seines Erbgutes. Es kommt zu Abweichungen von der Norm. Meistens sind diese Abweichungen nur klein und für den Laien kaum erkennbar. Der Erbforscher bezeichnet sie als Mutationen.

Wer die Felle von Timberwölfen betrachtet, die von Schwarz über alle Stufen von Grau bis zu Weiß variieren können, staunt über die große Variationsbreite der Fellfarbe innerhalb der gleichen Art. In der freien Wildbahn, wo keine durch den Menschen gelenkte künstliche Zuchtwahl besteht, sondern sich auf die Dauer nur der Lebensstüchtigste durchsetzt, und in der, um bei den Wölfen zu bleiben, niemand einen schwarzen Wolf heißt, sich mit einer ebenso schwarzen Wölfin zu paaren, sind derartigen Abweichungen recht enge Grenzen gesetzt.

Beim Haustier tritt jedoch an Stelle des Zufalls oder der natürlichen Zuchtauslese auf Lebensstüchtigkeit die gewollte Zuchtwahl des Menschen. Er entscheidet jetzt, ob eine zufällig aufgetretene Abweichung von der Norm Bestand haben soll oder nicht. Auch eine für die Art ungeeignete, ja lebensfeindliche Mutation kann sich jetzt unter der Obhut des Menschen fortpflanzen. Der Mensch wählt jetzt aus, was ihm gefällt oder nützt. Ob er das methodisch auf ein bestimmtes Ziel hin tut oder unbewußt und unabsichtlich, spielt im Prozeß der Domestikation vorerst keine entscheidende Rolle.

Recht früh schon trat, wie bereits erwähnt, beim Hund eine Verkürzung des Gesichtsschädels im Verhältnis zum Hirnschädel auf. So weist der als besonders langköpfig taxierte Barsoi einen kürzeren Gesichtsteil auf als ein Wolf gleicher Größe. Sein Kopf ist nicht länger geworden, sondern schmaler. Die Tendenz zur Verkürzung des Gesichtsschädels schlummert praktisch in jeder Rasse. Kleiner geworden sind im Laufe der Domestikation die Zähne,



Ein sicheres Merkmal, daß es sich bei einem Schädel um denjenigen eines Haushundes und nicht eines Wildcaniden handelt, ist die „Kulissenstellung“ der Backenzähne (Prämolaren und Molaren). Sie ist eine Folge der Verkürzung des Gesichtsschädels. (Schädel des Bullterriers Gravis v. Wuhacker, † 1976; Sammlung der Albert Heim Stiftung; Foto Dr. M. Nussbaumer.)

und die geringere Beanspruchung der Kaumuskulatur ermöglichte beim Hund eine Abschwächung der Muskelansätze am Schädel und infolgedessen eine geringere Ausbildung der Scheitelleiste.

Über die Veränderung der Haarstruktur und der Haarfarbe sagen die prähistorischen Funde nichts aus. Eine der ersten Farbmutanten war vermutlich die Black and Tanfärbung. Sie trat sehr früh beim Kaninchen und bei Labormäusen auf, und der Haustierforscher N. König, der Begründer der Hovawartzucht, behauptete auf Grund seiner Zuchtversuche, daß sich aus Black and Tan schließlich alle andern Haushundefarben ableiten ließen.

Nichts wissen wir auch über Veränderungen der Haut, z. B. über ausgeprägte Lefzenbildung, Stirnfalten und Wammen.

Recht früh scheint beim domestizierten Hund die Ringelrute aufgetreten zu sein. Altägyptische Grabmalereien zeigen häufig Hunde mit Ringelruten,

ebenso züchteten die Ägypter bereits Hunde mit Dackelbeinen.

Parallel zu den Abweichungen im Bereich der Morphologie kamen auch Abweichungen in der psychischen Struktur, die den Hund befähigten, sich einerseits bedingungslos in die menschliche Gesellschaft zu integrieren, und andererseits dennoch normale Beziehungen zu seinen Artgenossen zu pflegen. Das ist durchaus nicht so selbstverständlich, wie es scheint. Auf den Menschen geprägte Tiere verlieren sehr oft den Kontakt mit den Artgenossen und sind z. B. nicht mehr fähig, sich mit ihnen fortzupflanzen. Der Hund jedoch kann sowohl das eine wie das andere.

Wir können zwar das Verhalten des Hundes, seine sozialen Beziehungen zum Menschen und zu seinen Artgenossen analysieren und in Beziehung zur sozialen Struktur in der Wolfsmeute setzen, der „Treueschwur“ des Hundes gegenüber dem Menschen bleibt dennoch etwas Einmaliges in der Geschichte unserer Haustiere.

Der Rassebegriff

Wenn bei einem Haustier der rein wirtschaftliche Nutzen nicht mehr im Vordergrund steht, dann sind der Rassenbildung weite Grenzen gesetzt. Beim reinen Nutztier beschränkt man sich heute jedoch auf einige wenige Hochleistungsrassen. Beispiele für die Aufsplitterung der „Luxustiere“ in viele Rassen sind etwa die Haustaube, die in einer Unzahl verschiedener Rassen gezüchtet wird, und dann vor allem der Haushund.

Bei der Fédération Cynologique Internationale sind heute 341 Rassestandards deponiert, und fast jedes Jahr kommen neue dazu. Man schätzt die Zahl der heute mehr oder weniger rein gezüchteten Hunderassen weltweit auf über 400.

Diese Entwicklung setzte zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein, als die Hundezucht in eine neue Phase trat. Der Gebrauchszweck des Hundes trat mehr und mehr in den Hintergrund, dafür wurde dem äußeren Erscheinungsbild vermehrt große Bedeutung zugemessen. Der vordem vorwiegend als Nutztier (Jagdhund, Hütehund, Treibhund, Wach- und Schutzhund) gehaltene Hund wurde mehr und mehr zum „Luxustier“.

Von allen heutigen Haustieren weist der Hund die größte Variabilität auf. Sie ist so groß, daß sie die Grenzen des Artenbegriffs schon fast sprengt. Es würde einem Zoologen vermutlich nie einfallen, zwei Wildtiere, die sich derart voneinander unterscheiden wie ein Pekingese und ein Greyhound, der gleichen Art zuzuordnen.

Diese Vielfalt der Erscheinungsformen des Haushundes wird heute nach Rassen geordnet, wobei wir festhalten wollen, daß der Begriff „Rasse“ heute nur noch beim Haustier verwendet wird. Für die Wildtiere wird an Stelle der früher gebrauchten Bezeichnung „Rasse“ der Begriff „Unterart“ gesetzt. Der Begriff „Rasse“ wurde in der Hundezucht im Laufe der Zeit recht verschieden definiert. Die Kynologie ist eben eine sehr unexakte Wissenschaft!

Die ersten Hundezüchter, die von „reinen Rassen“ sprachen, waren die adeligen Jäger im Mittelalter. „Reinrassig“ war ihrer Meinung nach ein Hund, wenn er gut war, vor allem dann, wenn er eine einmal aufgenommene Spur „rein“ hielt und sich nicht durch andere Spuren verleiten ließ. Gute Jagdhunde genossen denn auch ein hohes Ansehen, wie aus den alten germanischen Rechtsquellen deutlich ersichtlich ist. Die äußere Gestalt spielte vorläufig keine Rolle. Weil aber derartige „reine“ Hunde häufig zur Zucht verwendet wurden und weil die Züchter auch vor engster Inzucht nicht zurückschreckten, vererbten diese Hunde nebst ihrer Gebrauchstüchtigkeit auch ihre körperlichen Merkmale, und es entstanden mehr oder weniger voneinander abgrenzbare Rassen.

Mitgeholfen zur Rassenbildung hat u. a. auch die Ansicht dieser mittelalterlichen Züchter, daß bestimmte körperliche Merkmale mit einer bestimmten Leistung verkoppelt seien, so z. B. lange Hängeohren mit einer guten Nasenleistung. Wieweit solche Meinungen auf Tatsachen beruhen, ist bis heute nie untersucht worden. Der Haustierforscher W. Herre meint, die Wahrscheinlichkeit, daß Leistung bedingende Genkonstellationen eng mit jener für Strukturen verknüpft seien, sei gering. „Für eine feste Bindung dieser Gene sowohl untereinander als auch mit ‚Formgenen‘ lassen sich bislang keine gesicherten Befunde anführen“. Für die moderne Hundezucht, wie sie um die Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem in England einsetzte und von hier

auf den Kontinent übergriff – sichtbares Zeichen für diese Wandlung sind die damals überall aufkommenden Hundeausstellungen –, genügten diese alten Rassebegriffe nicht mehr. Der Begriff der Reinrassigkeit mußte neu definiert werden. Doch halten wir gleich fest, daß die Begriffe „Art“ und „Rasse“ auch heute noch in der Biologie nicht immer eindeutig verwendet werden.

Der erste, der alles Lebendige in ein ordnendes System einzwängte, war Linné in seinem 1735 erschienenen „Systema naturae“. Als eine Art faßte er Individuen zusammen, die in der „Mehrzahl ihrer Eigenschaften einander so ähneln, daß man sie als artgleich bezeichnet“. Cuvier (1829) hat dann den Artbegriff erweitert, indem er die Art als eine natürliche Fortpflanzungsgemeinschaft definierte. Der statische Artbegriff Linnés wurde nun durch einen dynamischen Artbegriff ersetzt. Nach Linnés Artbegriff mußten auf Grund der verschiedenen Schädelformen die Haushunde in verschiedene Arten aufgeteilt werden, nach Cuviers Definition gehören sie jedoch mit den Wölfen zusammen zur selben Art. Sie bilden unter sich und mit dem Wolf eine „natürliche Fortpflanzungsgemeinschaft“. Das Verbindende ist die sexuelle Affinität zwischen allen Mitgliedern der Art. Auch ein Zwergpinscher-Rüde wird sich alle Mühe geben, eine Bernhardiner-Hündin zu decken, und ein zahmer Wolfs-Rüde versucht, sich mit einer paarungswilligen Pekingese-Hündin zu paaren, obschon in beiden Fällen die körperlichen Unterschiede so groß sind, daß eine erfolgreiche Paarung ausgeschlossen ist.

Kant (1775) erkannte wohl als erster, daß innerhalb der von Cuvier postulierten Fortpflanzungsgemeinschaften eine Aufteilung in Unterarten und Varietäten sinnvoll ist. Statt von Unterarten wurde bald von Rassen gesprochen, klare Umschreibungen fehlten aber.

Die Frage, die noch heute in der Hundezucht nicht befriedigend gelöst ist, ist die nach der Abgrenzung der verschiedenen Rassen untereinander. Es fehlen bis heute allgemein gültige Richtlinien. Um dies an einem konkreten Beispiel zu zeigen: Der große, weiße und langhaarige Hirtenhund, der überall vorkam, wo der Mensch Vieh, vor allem Schafe und Ziegen, oberhalb der Baumgrenze weidete, wird heute in die Rassen Kuvasz, Slo-

wakischer Tschuwatsch, Polnischer Owczarek Podhalenski, Südrussischer Owtcharka, Türkischer Akbash und Maremmenhund aufgeteilt. Die Unterschiede sind so gering und die Übergänge von der einen Rasse zur anderen so fließend, daß oft nur der Stammbaum darüber Auskunft gibt, welcher Rasse nun ein bestimmter Hund angehört.

Es handelt sich bei dieser Aufspaltung um eine sehr subjektive Rassen-Definition, deren Berechtigung angezweifelt werden kann, denn es ist fraglich, ob der Genbestand bei diesen weißen und langhaarigen Hirtenhunden so groß ist, daß er eine Unterteilung in verschiedene Rassen rechtfertigen kann, oder ob damit nicht der Genaustausch in unverantwortlicher Weise unterbunden und Inzuchtschäden Vorschub geleistet wird. Wohl zu Recht sagt der Haustierforscher W. Herre: „... es ist züchterisch unerwünscht, weitgehend übereinstimmenden Erbestand, der weitgehend sich gleichende Merkmale prägt, als verschiedene Rassen zu unterscheiden.“

Er hat den Rassebegriff wie folgt definiert: „Rassen sind von Menschen in sexueller Isolation gehaltene, verbreitete Untereinheiten der Art, welche sich in mehreren Merkmalen und Erbinheiten voneinander stärker unterscheiden. Es sind Kollektiveinheiten, deren Besonderheiten nur durch statistische Methoden wiedergegeben werden können. Dem subjektiven Ermessen bei der Umgrenzung und Merkmalauswahl ist ein weites Feld gelassen.“ Im Hinblick auf die Hundezucht liegt die Betonung auf dem Wort „subjektiv“.

Ich habe bereits auf die Aufteilung des weißen langhaarigen Hirtenhundes in sechs verschiedene, kaum voneinander unterscheidbare Rassen hingewiesen; andererseits können in einem Wurf Belgischer Griffons ein roter, rauhaariger Brüsseler, ein schwarz-roter oder ganz schwarzer rauhaariger Belgier und ein roter, schwarz-roter oder schwarzer kurzhaariger Brabanter liegen, und alle gelten als reinrassig. In dem kürzlich von der FCI publizierten Standard für den Anatolien Shepherd hat praktisch jeder Bastard Platz, sofern er die richtige Größe hat.

Nach der heute anerkannten Definition von Herre betrachten wir eine Rasse als eine Gruppe innerhalb der Untergattung „Haushund“, die durch menschliche Selektion im Hinblick auf

ein bestimmtes Zuchtziel, sei es eine bestimmte Färbung, ein bestimmtes Zeichnungsmuster, eine Abweichung vom normalen Stockhaar des Wolfes oder eine Abweichung vom normalen Bauplan der Caniden (z. B. Chondrodystrophie, Zwergwuchs), oder auch im Hinblick auf eine bestimmte Leistung (Nasenleistung und Spurlaut des Laufhundes) und psychische Eigenschaften (Wachsamkeit) über mehrere Generationen hin gezüchtet wird. Am Ende dieses generationenlangen Prozesses sollen dann Tiere stehen, die die gewünschten Eigenschaften mit Sicherheit an ihre Nachkommen weitergeben und sich dadurch von den andern Artgenossen unterscheiden.

Am Beginn einer Hunderasse stand nicht selten ein einzelner Züchter oder Richter. So hat z. B. um 1900 der schottische Colonel Malcolm of Poltalloch auf der Jagd irrtümlich einen seiner braunroten Terrier erschossen, weil er ihn für einen Fuchs gehalten hat. Der Colonel beschloß, fortan nur noch weiße Terrier für die Fuchs- und Kaninchenjagd zu züchten. Das war die Geburtsstunde des heute zum Modehund werdenden West Highland White Terriers. Im Jahre 1908 wurde dem Richter Prof. A. Heim auf der Ausstellung in Langenthal ein kurzhaariger Berner Sennenhund vorgeführt. Heim erklärte, das sei ein Vertreter der alten Metzgerhunde, und gab ihm spontan den Namen Großer Schweizer Sennenhund und hat damit eine neue Rasse kreiert.



Bei der 1. Juragewässerkorrektur, die eine massive Absenkung der drei Juraseen (Neuenburger-, Bieler- und Murtensee) zur Folge hatte, wurde ein reiches Fundgut aus neolithischen Pfahlbausiedlungen zu Tage gefördert, darunter auch viele gut erhaltene Hundeschädel.

Der Hund, dessen Schädel hier abgebildet ist, hatte eine Widerristhöhe von ca. 40 cm; Hirnschädel und Gesichtsschädel (Schnauzenteil) sind schmäler als bei einem heutigen Spitz oder Schnauzer gleicher Größe. Heutige Rassen in direkter Linie von diesem Torfhund abzuleiten, ist nicht möglich. (Schädel aus der Sammlung der Albert Heim Stiftung; Foto Dr. M. Nussbaumer.)

Gab es prähistorische Hunderassen?

Wann ein erster Anfang einer Rassenbildung stattfand, wissen wir nicht. Sicher mußte der Mensch im Mesolithikum bereits begonnen haben, Paarungen zwischen seinem Haustier und den überall vorkommenden Wölfen nach Möglichkeit zu verhindern, ansonsten wäre es ja gar nie zur Entstehung des Haushundes gekommen.

Zudem praktizierte der Mensch vermutlich schon damals eine primitive Zuchtauslese, indem er dafür sorgte, daß vor allem die zutraulichsten und anhänglichsten Tiere, die sich am besten in die menschliche Horde eingee-

fügt hatten, zur Weiterzucht bevorzugt wurden. Sie wurden in erster Linie gefüttert und daran gehindert, sich mit wildlebenden Wölfen zu paaren.

Je länger nun der Hund in der Obhut des Menschen sich vermehrte, desto enger wurden die sexuellen Barrieren, die der Mensch seinem Haustier setzte, denn Paarungen mit wilden Wölfen waren sicher höchst unerwünscht. Kleine Abweichungen von der Norm, z. B. ein weißer Brustfleck, der auch bei Wölfen auftreten kann, oder eine besondere Fellfarbe, fanden Gefallen, und der Mensch versuchte, Tiere mit ähnlichen Merkmalen zu paaren und so das neue Merkmal zu erhalten.

Ein wesentlicher Schritt in Richtung Rassenbildung fand sicher statt, als

der Mensch vom nomadisierenden Jäger und Sammler zum sesshaften Ackerbauer und Viehzüchter wurde. Es entstanden allmählich sog. „Naturrassen“, andere nennen sie auch „Landrassen“, d. h. Hundeformen, die sich unter den gegebenen Lebensbedingungen und den Anforderungen, die der Mensch an sie stellte, durchzusetzen vermochten. Nicht die Umwelt war der auslösende Faktor zur Rassenbildung, sie war lediglich die auswählende Kraft. Neue, durch kleinste Mutationen entstandene Hundetypen konnten nur da überleben, wo für sie die entsprechenden Lebensgrundlagen vorhanden waren. Die „ökologische Nische“ mußte stimmen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde durch den Torfabbau in Nordeuropa und dann vor allem durch die Juragewässerkorrektur in der Schweiz und die damit verbundene Seespiegelabsenkung eine Menge Reste von Tieren zutage gefördert, die in irgendeiner Weise in Beziehung zu den Menschen standen, sei es als Jagdbeute oder als Haustier. In dieselbe Zeit fällt das Erscheinen von Darwins Werk über die Entstehung der Arten. Die Frage um die Herkunft der Haustiere und ihre Entwicklung wurde zu einem wichtigen Forschungsgebiet.

Die Mannigfaltigkeit des Fundgutes veranlaßte den Basler Zoologen und Paläontologen Ludwig Rütimeyer (1825–1885) und auch den Berner Zoologen Theophil Studer (1845–1922) zur Beschreibung mehrerer prähistorischer Haustierrassen. Rütimeyer kannte vor allem die Reste aus den neolithischen Pfahlbauten der Schweiz, und er kam zum Schluß, „daß im Steinzeitalter der Schweiz eine einzige und bis auf die kleinsten Details konstante Race von Haushund existierte“.

Doch auch anderswo wurden Überreste prähistorischer Hunde zutage gefördert, Funde, die sich von denjenigen der neolithischen Hunde in der Schweiz unterschieden. Damals betrachteten die Zoologen die Gestalt eines Lebewesens als nur in geringem Ausmaße wandelbar. Kleinste Abweichungen in der Schädelform waren ihnen bereits Grund genug, um von einer andern Rasse zu sprechen. So kam zum Canis familiaris palustris der schweizerischen Pfahlbauten der vom russischen Forscher Anutschin am Ladogasee ausgegrabene Canis familiaris Inostranzewi, dann der Canis familiaris Leineri vom Überlinger See, der Canis familiaris intermedius aus den bronzee-

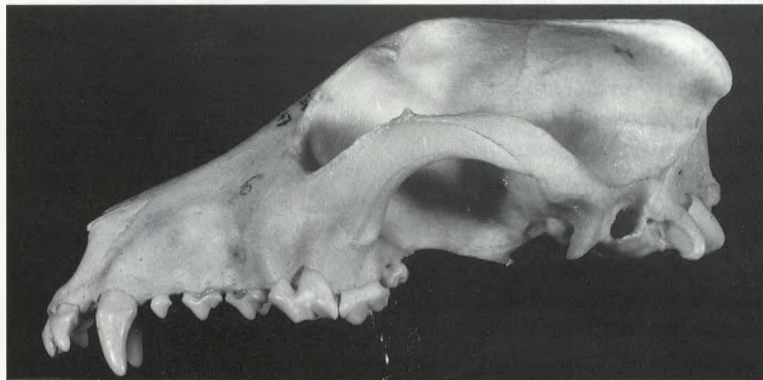
zeitlichen Siedlungen in Niederösterreich und Böhmen und der von Jeitteles bei Olmütz ausgegrabene *Canis familiaris matris optima*.

Wie wenig die von Studer auf Grund dieser Funde geschaffene Rasseneinteilung aussagekräftig sein konnte, geht etwa daraus hervor, daß ein einziger Unterkiefer dem Forscher I. N. Woldrich genügte, um seine Intermediusrasse zu beschreiben. Im Jahre 1901 publizierte Studer seine Arbeit „Die prähistorischen Hunde in ihrer Beziehung zu den gegenwärtig lebenden Rassen“. Dieser „Stammbaum“ der heutigen Hunderassen war während Jahrzehnten die Grundlage für rassekundliche Forschungen. Sowohl Strebel wie Beckmann bauten ihre grundlegenden kynologischen Werke auf diesen Stammbaum auf, und auch heute noch wird er immer wieder in Rassemonographien kritiklos als unumstößliche Tatsache abgeschrieben.

Es zeigte sich jedoch recht bald, daß diese Einteilung der Funde in prähistorische Rassen und die Ableitung der heutigen Rassen von diesen prähistorischen Rassen nicht haltbar war. Kleine Unterschiede, z. B. eine unterschiedliche Schnauzenbreite oder eine stärkere oder schwächere Ausbildung der Scheitelleiste, wurden von Studer als Rassenmerkmale interpretiert; ferner beachtete er nicht – oder jedenfalls zu wenig –, daß viele Formunterschiede am Schädel, die er als Rassenmerkmale betrachtete, nur eine Folge von Größenunterschieden innerhalb der gleichen Population waren.

Sicher sind Schädelformen oft ein klares Rassenmerkmal, aber nach rein „knöchernen“ Unterschieden lassen sich Rassen nicht gegenseitig abgrenzen, denn ebensosehr – oder noch viel mehr – bestimmen heute Haarstruktur, Haarfarbe und Zeichnungsmuster, Ohrenform und Ohrenhaltung, Rutenform und Rutenhaltung, Hautstrukturen und auch psychische Eigenschaften das Bild einer Rasse. So hat die anfängliche Bezeichnung „Torfspitz“ für den *Canis f. palustris* für Verwirrung gesorgt, indem die Meinung aufkam, der Spitz sei die älteste Hunderasse überhaupt.

Sicher ist, daß es bereits im Neolithikum Hunde unterschiedlicher Größe gab. Gegen Ende des Neolithikums nehmen die Haustiere der Pfahlbauern merklich an Größe zu. Auch unter den Hunden sind die größeren Typen jetzt zahlenmäßig stärker vertreten als der



Oben:
Schädel eines Torfhundes aus der neolithischen Pfahlbausiedlung Lättrigen am Bielersee (2000–3000 v. Chr.).

Mitte:
Schädel des Pinschers Jörg v. Jonatal aus dem Jahre 1947. Der Schädel des Torfhundes und des Pinschers stimmen in der Größe und in der Profilinie auffallend überein.

Unten:
Schädel des Großspitzes Courage aus dem Jahre 1888. Der Spitz hat einen gegenüber dem Torfhund deutlich verkürzten Gesichtsteil und einen recht markanten Stop. Den heutigen Spitz dem Torfhund gleichzusetzen ist schon aus craniologischen Gründen nicht gerechtfertigt.
(Alle Schädel aus der Albert Heim Stiftung im Naturhistorischen Museum in Bern; Fotos Dr. M. Nussbaumer.)

kleine Torfhund, der jedoch nicht völlig verdrängt worden ist. Bei der relativ großen räumlichen Trennung der einzelnen Siedlungen und den noch weitgehend fehlenden Verkehrswegen kam es sicher auch zur Bildung von Lokalschlägen, doch sie alle waren Bestandteil eines rasselosen Mischhundbestandes.

Als beweisbare Tatsache läßt sich gemäß Herre lediglich sagen, „daß in den einzelnen Siedlungen jeweils kräftige Hunde einheitlichen Typs, aber recht unterschiedlicher Körpergröße lebten“. Von einer eigentlichen bewußten Rassezüchtung durch den Menschen kann aber wohl kaum gesprochen werden.

Es ist durchaus möglich, daß es innerhalb dieses Mischhundbestandes Tiere gab, die Ähnlichkeit mit einer heutigen

Hunderasse aufweisen. Weil sie sich aber nicht gegenüber andern Rassen abgrenzten und die Übergänge durchaus fließend waren, kann von einer Rasse nicht gesprochen werden. Um auf die eingangs gestellte Frage zurückzukommen, so muß diese mit einem Nein beantwortet werden: Es ist nicht möglich, nach den Schädeln prähistorische Hunderassen zu bestimmen. Das will nun aber keineswegs sagen, daß der Pfahlbauer nicht schon eine gewisse Auswahl unter den Hunden getroffen hätte und gewisse Formen, an denen er Gefallen fand, zu erhalten versuchte.

Hat der Rassehund eine Zukunft?

In den Jahren zwischen 1970 und 1980 hat der Hundbestand in allen europäischen Ländern stark zugenommen. (Heute, d. h. 1992, stellen wir wieder eine rückläufige Bewegung fest.) Die Gründe für diese markante Zunahme mögen auf verschiedenen Ebenen liegen. Da ist einmal die wirtschaftliche Besserstellung zu nennen, die es vielen Menschen ermöglicht, einen Hund zu halten, die vordem aus finanziellen Gründen darauf verzichten mußten. Dann spielt die Vereinsamung des Menschen in unserer hektischen Welt eine

wesentliche Rolle und zuletzt sicher auch ein Sicherheitsbedürfnis als Folge der zunehmenden Kriminalität.

Die Zunahme des Hundbestandes um rund 20 % in 10 Jahren bedeutet jedoch keineswegs eine Zunahme der Rassehunde. Genaue Zahlen liegen mir nur für die Schweiz vor. Zwischen 1970 und 1980 stieg hier der Hundbestand von 320 000 auf mehr als 400 000 Tiere an.

Das Schweizer Hundestammbuch (SHSB) trägt seit mehr als 20 Jahren fast unverändert jährlich zwischen 12 500 und 13 000 Hunde ein. Eine Untersuchung in der Stadt Zürich ergab Ende der fünfziger Jahre ein Durchschnittsalter der Hunde von 5,5 Jahren. Es mag sich heute, dank der besseren medizinischen Versorgung, auf 6 Jahre erhöht haben. Das ergibt gemäß den Eintragungen ins SHSB einen Bestand von rund 75 000 Hunden mit anerkannter Abstammungsurkunde. Zählen wir noch die sog. „rasse reinen ohne Stammbaum“ dazu, so dürfte der Anteil der reinrassigen Hunde höchstens 25 % betragen. Diese Zahl deckt sich mit statistischen Angaben aus den USA und dürfte auch für Deutschland und Österreich weitgehend Geltung haben.

Somit stellt sich die Frage, wo der Trend zum Bastard seine Ursachen hat. Es mögen da verschiedene Gründe mitspielen. Einer, und nicht der unwichtigste, ist eine „Zurück-zur-Natur-Bewegung“ der jungen Generation. Die Meinung, der Bastard sei gesün-

der, intelligenter und langlebiger als der Rassehund, gewinnt mehr und mehr an Boden, nicht zuletzt auch deshalb, weil bei einigen Hunderassen heute falsche Zuchtziele im Vordergrund stehen. Es treten Erbdefekte auf, die mittel- oder unmittelbar mit einem falsch verstandenen Schönheitsbegriff verbunden sind. Übertreibungen von spezifischen Rassenmerkmalen führen zu anatomischen Defekten.

Die Züchter müssen umdenken und vermehrt die Gesundheit der von ihnen gezüchteten Hunde in den Vordergrund stellen. Es muß dem Hundezüchter zu denken geben, daß es heute schon zahlreiche Biologen gibt, die der Meinung sind, das Zeitalter der reinen Rassen in der Haustierzucht sei vorbei. Hunderassen sind altes Kulturgut und ebenso erhaltenswürdig wie irgendeine Skulptur, ein Gemälde oder ein Gebäude.

Das Ziel der Hundezucht kann nicht die Zucht eines Einheitsbastards sein. Es soll auch in Zukunft der Hundefreund aus der Vielfalt der Rassen denjenigen Hund wählen können, der am besten zu ihm und seinen Wohnverhältnissen paßt. Die wichtigste Aufgabe des heutigen Hundezüchters liegt aber sicher darin, körperlich und psychisch gesunde Hunde zu züchten, Hunde, die ein möglichst hohes Alter bei guter Gesundheit erreichen. Nur dann hat der Rassehund eine gesicherte Zukunft.

BAUERN-, HIRTEN- UND TREIBHUNDE

Erste Zeugnisse

Seit der Mensch in der Jungsteinzeit an den Ufern der Seen sesshaft geworden ist, bleibt der Hund sein ständiger Begleiter. Zahlreiche Knochenfunde in den Ausgrabungen der Pfahlbauten zeugen davon; wir finden seine Reste in den Siedlungen des Menschen zur Hallstattzeit, im keltischen Oppidum und später in den römischen Militärlagern von Vindonissa und Aventicum. Die von Norden eindringenden Alemannen brachten ihre Hunde mit, und viele Erlasse der städtischen Behörden belegen die trotz stets akuter Tollwutgefahr stark verbreitete Hundehaltung in Stadt und Land im Mittelalter.

1489 verliert Bürgermeister Hans Waldmann in Zürich der Hunde wegen Amt und Kopf. Durch übereifrige Freunde der Jagd im Rate verleitet, befahl er den Bauern der zürcherischen Landschaft, die großen Bauernhunde zu töten, weil sie das Wild fräßen und beim Herumstreichen die Reben beschädigten. Ein zeitgenössischer Chronist schreibt, „dieselbe Handlung hat den Bauersmann mehr zu Unwillen gebracht als irgendeine andere Sache“. Zudem schalteten sich auch die Frauen ein, schreibt doch der Chronist: „... die Frauen haben ihre Männer dazu gereizt und geredet: wenn es an ihnen gelegen wäre, so wollten sie selber ziehen und die Hunde rächen.“

Wenn ein derart mächtiger Mann wie Waldmann diesem Aufruhr weichen mußte, so sicher deshalb, weil praktisch wohl jeder Bauer der Landschaft von dem unsinnigen Erlaß betroffen worden war.

Die vorgeschichtlichen Funde freilich

sagen recht wenig über das Aussehen der damaligen Hunde aus. Wir wissen nichts über ihre Farbe, ihre Haarart, über die Form ihrer Ohren und die Ruthenhaltung, also nichts über diejenigen Merkmale, die die äußere Erscheinung des Hundes maßgeblich beeinflussen.

Wir wissen auch nichts darüber, zu welchem Zwecke der neolithische Bauer und Jäger und Fischer und seine bronze- und eisenzeitlichen Nachfolger Hunde hielten, das heißt, in welcher Art der Hund dem Menschen diente.

Drei Möglichkeiten standen jedoch wohl seit Urzeiten im Vordergrund: die Mithilfe bei der Jagd, das Bewachen von Haus und Hof und das Bewachen und Beschützen der Viehherden.

Jagen galt schon früh, sicher belegt bei den Kelten, als vornehm, als ein Vorrecht der führenden Volksschichten. Die Jagd war in Friedenszeiten die einzige Möglichkeit, sich im Umgang mit den Waffen zu üben, und zumal der Tod im Kampf und im Streit einzig und allein eines Mannes würdig war, kam der Jagd vielfach fast eine sakrale Bedeutung zu.

Von diesem Glanz der jagdlichen Betätigung strahlte etwas auch auf den dazu benötigten Hund über. Ein guter Jagdhund stand bei den Völkern der Antike in hohem Ansehen, und es wurden wahrhaft fürstliche Preise für einen solchen bezahlt. Deshalb wurde er auch von den antiken Schriftstellern beschrieben; es gab bereits im klassischen Griechenland schriftliche Wegleitungen für die Zucht, Aufzucht, Haltung und Abrichtung des Jagdhundes (Xenophon, Arrian). Auf Abstammung von „reiner Rasse“ wurde bereits großer Wert gelegt, wobei sich aber der Begriff der Reinrassigkeit nicht auf das Äußere, sondern vor allem auf die Gebrauchstüchtigkeit bezog.

Weit weniger Ansehen genoß die tägliche Arbeit auf dem Felde und bei den Viehherden. Vielfach waren es ja Leibeigene und Sklaven in allen möglichen rechtlichen Abhängigkeitsverhältnissen vom Grundherrn, denen diese Arbeiten oblagen. So wundert es kaum, daß vom Hund des Bauern und des Hirten im antiken Schrifttum sehr wenig zu lesen ist.

Was vom Schrifttum zu sagen ist, gilt weitgehend ebenfalls für die darstellende Kunst. Jagd- und Kampfszenen mit Hunden finden wir auf Reliefs der babylonischen und assyrischen Kultur, als Wandbilder in den altägyptischen Pharaonengräbern, auf Vasen des klassischen Griechenlands und auf römischen Mosaiken. Doch Hirten- und Bauernhunde wurden kaum jemals abgebildet. Sie waren zu gewöhnlich. Die niedrige soziale Stufe des Menschen, der mit ihnen Umgang hatte, rechtfertigte eine bildliche Darstellung des Bauern- und Hirtenhundes nicht.

Diese Geringschätzung des Bauernhundes und das einseitige Bevorzugen des Jagdhundes durch die soziale Oberschicht hielt bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts praktisch in ganz Europa an. Doch dem Landmann bedeutete sein Hund nicht weniger als dem Edlen sein Hatzrüde oder Windhund.

Kamerad des Menschen

Schriftliche Zeugnisse für eine Wertschätzung des Hundes als Kamerad und Begleiter des Menschen sind allerdings recht selten. Immerhin schreibt Gessner: „So ein armer Mann



einen Hund hat / so darff er keiner anderer knächten mer.“

Der große Schilderer bernischen Bauerntums, Jeremias Gotthelf, erwähnt ab und zu den Bauernhund und gibt uns bisweilen schöne Beispiele für die innige Verbundenheit von Hund und Mensch, so etwa, wenn er in „Uli der Pächter“ Hagelhans im Blitzloch mit seinem Hund, der „groß wie ein vierteljähriges Kalb“ war, auftreten läßt.

Beispiele der Verbundenheit des Emmentaler Bauern mit seinem Hofhund gibt uns auch der andere große Schilderer bernischen Brauchtums, Simon Gfeller, in seinem Erstlingswerk „Heimisbach“, erschienen 1910.

Kriegshunde

In historischen Erzählungen wird etwa behauptet, die Schweizer hätten ihre großen Hunde als Kampfhunde mit in den Krieg genommen.

Um 1651 malte der niederländische Tiermaler Paulus Potter das Bild mit dem dreifarbigem Hund unter dem Baum. Potter stellt Hirten, Vieh und Hund in eine typische Dünenlandschaft, wie sie damals zwischen Den Haag und dem Meer bestand. Ohne Zweifel wurde der unter dem Baume sitzende Hund von ihm absolut naturgetreu gemalt, und so stellt sich für uns die Frage, wie dieser typische Berner Sennenhund auf das Bild eines niederländischen Malers kommt. Potter soll sein ganzes Leben in Den Haag verbracht haben und nie im Ausland gewesen sein. Somit muß es diesen Hund wohl im Jahre 1650 in Holland gegeben haben. Wie kam er dahin? Ist er ein Einzelfall, oder gab es mehrere Hunde dieser Art in den Niederlanden? Beides ist möglich. Der Hund könnte als Viehtreiber mit einer Herde Schweizer Vieh in die Niederlande gekommen sein; es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß es diese Art Hunde damals überall in Mitteleuropa bei den Bauern gab, es aber den Schweizern vorbehalten blieb, daraus reine Rassen zu züchten. (Bild Rijksmuseum, Amsterdam)

Unmöglich ist das nicht, doch habe ich bei der Durchsicht vieler zeitgenössischer Kriegsberichte, angefangen bei Morgarten bis zu den Mailänder Zügen, keine authentischen Hinweise dafür gefunden.

Die oft gehörte und auch oft bildlich dargestellte Meinung stützt sich offensichtlich auf eine Stelle in Johannes von Müllers (1752–1809) „Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft“, wo der große Schaffhauser Historiker folgende Episode aus der Schlacht bei Murten berichtet: „Da sie (die Eidgenossen) auf das Feld kamen, erblickten die schweizerischen Hunde, deren treue Wachsamkeit in damaligen Kriegen sehr nützlich schien, die (also die burgundischen Hunde), welche der Feind hielt; jene (also die schweizerischen Hunde) viel stärker und wilder, überwältigten diese, welche mit großem Geheul zu ihren Herren flohen, beyderseitigen Kriegern ein nachdenkliches Spiel.“

v. Müller stützt sich dabei auf einen



Sigmund Freudenberger, 1745–1801, „Le bon père“, Bern 1773. Sammlung Gugelmann, Schweiz. Landesbibliothek, Bern. Kleiner, gelb-weißer Küherhund, möglicherweise der von Studer zitierte „Bauernspitz“.

Bericht des Zürcher Pfarrers und Reformators Heinrich Bullinger, der freilich mehr als fünfzig Jahre nach der Schlacht bei Murten geschrieben worden ist. Nun ist aber Bullinger als gewissenhafter Chronist bekannt und hat zudem ohne Zweifel noch Leute gekannt, die an den Burgunderkriegen aktiv teilgenommen hatten, so daß an seiner Schilderung kaum gezweifelt werden muß.

Im großen Quellenwerk zur Murten Schlacht wird vom Mailänder Gesandten Panigarola, der seinem Herzog eine sehr detaillierte Schilderung der Schlacht übermittelt hat, eine Rekognoszierung der Eidgenossen erwähnt. Dabei soll sich, nach einer anderen

Quelle, auch ein „Zusatz“ (Detachment) Zürcher befunden haben. Die Szene mit den Hunden muß sich bei diesem Anlaß abgespielt haben; der Kommentator schreibt in seinem „Kritischen Excurs“ wohl mit Recht: „Bullinger ist ein Ährenleser und hat sie jedenfalls nicht erfunden, sondern in der Tradition vorgefunden. Daß Hunde bei einer Rekognoszierung mitgeführt wurden, scheint sogar manches für sich zu haben.“

Der Berner Chronist Diebold Schilling († 1485), ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber, hat neben seiner bekannten Geschichte der Stadt Bern auch eine Bilderchronik erstellt. Das Bild der Schlacht bei Nancy zeigt einen großen, schweren Hund, der einen fliehenden Burgunder im Genick packen will. Ohne Zweifel schildert Schilling eine wirkliche Schlachtszene.

Nutztiere

Die schönen, zum Teil gar rührenden Zeugnisse der Dichter über die Verbundenheit zwischen Bauer und Hund dürfen uns aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß beim größeren Teil der Landbewohner der Hund früher nicht Objekt einer Liebhaberei, sondern Nutztier war, ein Nutztier, das seinen bestimmten Zweck zu erfüllen hatte und das man schlußendlich verspeiste, während das Fett mancherlei Heilzwecken diente. Wenn der Mensch selektiv eingriff, dann sicher nur unter dem Gesichtspunkt des Gebrauchszweckes. So mußten der Hirt und Bauer einen Hund haben, der Haus und Hof bewachte, nicht zum Wildern weglief, sich dafür aber als Viehtreiber nützlich machen konnte.

Der Gebrauchszweck bestimmt so weitgehend schon die äußere Erscheinung: Der Hund mußte von einigermaßen respekteinflößender Gestalt sein, er mußte wetterhart, ausdauernd und genügsam sein, und im Hinblick auf das vom Bauer vom Nutzvieh auf den Hund übertragene Schönheitsideal gab man dem eher massiv wirkenden Hund den Vorzug vor dem schlanken, leichten Typ.

Wie streng die Zuchtauslese war, lesen wir im „Zentralblatt für Jagd- und Hundeliebhaber“ aus dem Jahre 1913: „Der Bauer, Viehhändler, Metzger züchtete nur mit kerngesundem Material; was nicht den ganzen Tag bei jeder Witterung schaffen, laufen, rennen, treiben, bellen und nachts auch noch busper und wachbar sein konnte, wurde in Hundefett umkastriert oder totgeschlagen.“ Wieweit man der Farbe Beachtung schenkte, steht nicht fest.

Der Gebrauchszweck bedingte einen wohlproportionierten Körperbau ohne irgendwelche Übertreibungen in dieser oder jener Richtung, eine Körperform, die keine starken Abweichungen von der Normalform eines Hundes zuließ. Genauso verhält es sich mit dem Charakter. Der Bauer, Metzger oder Äpler war weder willens, noch hatte er Zeit, sich mit einem nervösen oder sonstwie Charaktermängel zeigenden Hund herumzuschlagen. Dr. A. Scheidegger, Langenthal, hat dies sehr treffend umschrieben:

„Nach dem Begriff eines Bauern ist ein Hund gut, wenn er wachsam und scharf



S. Freudenberger, „Les soins maternels“, Bern. Der abgebildete Hund zeigt große Ähnlichkeit mit einem heutigen Berner Sennenhund, wobei freilich die weißen Abzeichen, wie dies offenbar häufig der Fall war, recht ausgedehnt sind. (Sammlung Gugelmann, Schweiz. Landesbibliothek, Bern.)

ist, ohne zu beißen, beim Ausgehen bei Fuß folgt, beim Wagen zwischen den Hinterrädern und nicht auf den Kulturren herumläuft, den Meister im Notfall verteidigt, auf dem Felde liegen gelassene Gegenstände bewacht, nicht wildert, Katzen und Hühner in Ruhe läßt, nicht herumvagierte. In gebirgigen Gegenden werden die Eigenschaften des Viehhütens und Viehtreibens, im Unterland dagegen mehr die Eignung zum Zugdienste geschätzt.“

Der Bauernhund in der Schweiz

Hunderassen sind durch ihre Umwelt geprägt worden. An dieser Tatsache kann nicht gezweifelt werden; anders ließe sich nicht erklären, warum in weit auseinanderliegenden Gebieten unter gleichen Umweltbedingungen unabhängig voneinander ähnliche Hunderassen entstehen konnten. Um die Ähnlichkeit eines kaukasischen oder rumänischen Hirtenhundes mit einem solchen aus den Pyrenäen zu erklären, muß man keineswegs die alten Römer oder gar die legendäre Tibetdogge herbemühen. Dafür gibt es weit einfachere Erklärungen. Wollen wir an den Ursprung unserer schweizerischen Bauernhunde – und dazu ist auch der Bernhardiner zu zählen – zurückgehen, so müssen wir nach den Umweltbedingungen fragen, unter denen sie entstanden sind.

Unter diesem Blickpunkt haben wir das Mittelland und das Voralpengebiet auseinanderzuhalten. Verschiedene topographische und klimatische Bedingungen zwangen dem Menschen verschiedene Wirtschaftsformen auf, und diese wiederum beeinflussten die Herausbildung lokaler Schläge des Bauernhundes, wobei, wie wir noch sehen werden, sicher eine stete Durchmischung stattgefunden haben muß.

Der Bauernhund im Mittelland

Wir haben bereits gehört, daß der Zürcher Bürgermeister Hans Waldmann den Bauern im Herrschaftsbereich der Stadt das Halten der großen Hunde verbieten wollte, weil diese an Wild und Reben großen Schaden anrichteten. Es ist dabei ausdrücklich von großen Hunden die

Rede, die die Reben zerstörten, das heißt im Herbst die reifen Trauben fraßen und dabei die Rebstöcke niederrissen. Das mag nebenbei ein Hinweis auf die Art und Weise sein, wie der Bauer damals seinen Hund ernährte: Dieser mußte wohl weitgehend selber zusehen, wie er seinen Magen füllen konnte. Die mittelalterliche Bezeichnung „Mistbeller“ für Bauernhund mag wohl ihren Grund gehabt haben.

Diese Art der Hundehaltung gibt uns aber wiederum einen Hinweis auf die Größe der Hunde: Ausgesprochene Riesenformen konnten sich unter solchen Bedingungen nicht halten. Es ist denn auch bezeichnend, daß zu Beginn der Reinzucht unserer Sennenhunde und Bernhardiner von „mächtigen Hunden“ gesprochen wurde, wenn diese eine Widerristhöhe von 70 cm aufwiesen. Große Hunde mußten um die Mitte und gegen Ende des letzten Jahrhunderts im Mittelland recht häufig gewesen sein. So lesen wir etwa im „Zentralblatt für Jagd- und Hundefreunde“ aus dem Jahre 1885:

„Vor 14 Tagen hat ein Herr aus Konstantinopel auf dem Platze Bern zu verhältnismäßig hohen Preisen circa 200 große Hunde aufgekauft. Der Käufer sah dabei weder auf Rasse noch Alter, sondern einzig auf die Größe. So bezahlte er für einen rasselosen Köter bis zu 180 Franken.“ Was damals eine ganz schöne Summe war für einen Hund!

Wir wissen auch von einem Engländer, der 1860 in die Schweiz gekommen war, um Bernhardiner zu kaufen. Er mußte dazu keineswegs, wie er ursprünglich beabsichtigt hatte, auf den Großen St. Bernhard reisen, sondern fand in der Gegend von Bern und Freiburg genügend Hunde, die durchaus seinen Vorstellungen von einem Bernhardiner entsprachen. Daß einer dieser „Bernhardiner“ schwarz war und rote und weiße Abzeichen hatte, störte den Engländer nicht!

Th. Studer, der sich anhand des Schädelmaterials aus den schweizerischen Pfahlbauten eingehend mit der Bildung von Hunderassen befaßt hat, schreibt unter anderem:

„In einem großen Teile der Schweiz, in der Ebene und in den Alpen, wird eine mittelgroße, meist langhaarige, aber auch stockhaarige kräftige Hunderasse mit Hängeohren als Wachhund, Treibhund oder auch als Zughund gehalten. Die Hunde sind meist schwarz mit oft weitgehend gelben Abzeichen und weiß, das bei den meisten Exemplaren



Joh. Jakob Biedermann, 1763–1830, Radierung. Biedermann war ein guter Beobachter und pflegte das Detail. Der abgebildete Hund, ein Blatt aus einer „Folge von 48 Darstellungen ländlicher Szenen“, könnte ein Vorläufer des Großen Schweizer Sennenhundes sein. (Sammlung Gugelmann, Schweiz. Landesbibliothek, Bern.)

am Kopf als Blässe, an den Läufen, dem Bauch, der Rutenspitze als Abzeichen auftritt. Es giebt auch Hunde ohne weiß, nur schwarz und gelb ... Im Kanton Bern ist der Hund meist größer, über 60 cm, mit zuweilen längerer Behaarung und häufig von rotgelber Farbe mit weißen Abzeichen.“

Studer berichtet auch von einem großen „Bauernspitz“ im bernischen Mittelland und Seeland, der in allen Farben, vorwiegend aber in Gelb und Rot, vorkomme.

Diese großen Hunde bildeten nicht nur ein Ärgernis für den bereits zitierten Bürgermeister von Zürich, auch die „Gnädigen Herren“ von Bern sahen in ihnen eine Gefahr und versuchten mehrmals durch „Mandate“, die Hundepelage einzudämmen, so etwa im Jahre 1724:

„Es ist Ihr Gnaden auch vorstellig gemacht worden, was für Unglück entstehen könnte, wenn eine Taubsucht unter die großen Hunden und so genannte Dogues einreißen sollte, zudemme selbige in einer Statt gefährlich.“

Die Sorge der „Gnädigen“ Herren um das Wohl der Stadtbevölkerung gipfelte schließlich in einem Hundeverbot:

„... dergleichen große Hunde und Dogues ... nicht nur abzuthun, sondern auch keine mehr zu halten, zumahlen gehörigen Ortes der Befehl ergangen, daß auff Ersehen sie ohne Schonen und zu allen Zeiten werden niedergemacht werden.“

Auch sollten die Bauern fürderhin, wenn sie in die Stadt kamen, ihre Hunde zu Hause lassen oder sie wenigstens an einem Strick führen, verordnete der Rat zu Bern einige Jahre später.

Der Berner Bauer im Mittelland konnte sich einen großen Hund leisten. Die Höfe waren relativ groß – die alemannische Hube umfaßte 42 Jucharten –, und das alte Erbrecht verhinderte die Aufsplitterung der Höfe in kleine unwirtschaftliche Parzellen, wie dies anderswo geschah. Die „Gnädigen

Herren“, die sich für das Wohl des Landvolkes verantwortlich fühlten, trieben eine Landwirtschaftspolitik, die darauf ausgerichtet war, den Wohlstand zu mehren. Die Zinslasten waren erträglich, und die Regierung führte schon damals Flußverbauungen und Ent-sumpfungen durch. Dank der militärischen Macht der alten Eidgenossenschaft blieb das Land lange Zeit von kriegerischen Wirren verschont, und die Bauern konnten Getreide und Vieh ins Ausland exportieren. Der mittelländische Bauer war also keineswegs arm, er konnte sich einen großen Hund wohl leisten, einen Hund, der anderswo als

unnützer Fresser den kärglichen Haushalt zu sehr belastet hätte.

Geprägt wurde der Bauernhund im Mittelland auch durch die Siedlungsart. Für das Emmental und das Voralpengebiet war und ist der Einzelhof die charakteristische Siedlungsform, aber auch da, wo sich Dörfer bildeten, war jeder Hof eine Einheit für sich, umgeben von einer Hofstatt; man hielt und hält auch heute noch Abstand vom Nachbarn.

Zum Hof gehörten, nebst dem Hauptgebäude, in dem Wohnung, Stall und Futtevvorräte unter einem Dach waren, das Stöckli als Alterssitz und der Speicher mit den Vorräten. Dieses Gut mußte dauernd bewacht werden, und diese Aufgabe fiel dem Hofhund zu, der, weil es verschiedene Gebäude zu bewachen gab, mindestens während der Nacht nicht an die Kette gelegt werden konnte. Ein chronischer Streuner oder ein Hund, der die andern Tiere auf dem Hof belästigte, taugte deshalb nicht zum Hofhund.

Neben den wohlhabenden Bauern gab es jedoch viele Bettler, die oft zu einer regelrechten Plage wurden. So um das Jahr 1300 war aller Boden in der Schweiz in festem Besitz; die Zeiten, da man sich ein Stück Wald roden und in Besitz nehmen konnte, waren vorbei. Wer kein Stück Land besaß, hatte wenig Aussicht, ein solches billig oder gar mehr oder weniger umsonst zu erwerben; er blieb Knecht, mußte ein Handwerk erlernen oder verdingte sich zu fremden Kriegsdiensten. Armut war weit verbreitet, und bei Kriegswirren, besonders während und nach dem Dreißigjährigen Kriege, überschwemmten ganze Bettlerhorden die Dörfer und Einzelhöfe. Die „Bettlerplage“ beschäftigte die Regierungen der Eidgenossenschaft während Jahrhunderten. Von Zeit zu Zeit wurden Bettlerjagden angeordnet, dabei jagte man die Bettlerhorden über die Kantons-grenzen ins Gebiet des lieben Nachbarn, worauf dieser ebenfalls eine „Bettlerjegi“ veranstaltete. Ein wach-

J. J. Biedermann, Bauernhof bei Kirchberg (Bern). Der abgebildete, fast völlig weiße Hund ist sicher nach einem lebenden Vorbild gemalt worden. Interessant ist auch, daß der Maler auf dem Dach zwei „Berner Weißschwänze“ abbildet, eine Taubenrasse, die noch heute gezüchtet wird. (Sammlung Gugelmann, Schweiz. Landesbibliothek, Bern)





S. Freudenberger, „La petite Fête imprévue“. Der dreifarbige Hund mit dem weißen Halskragen ist unverkennbar ein schweizerischer Treibhund. Hunde dieser Art waren die Ahnen der vier Sennenhunde-Rassen. (Sammlung Gugelmann, Schweiz. Landesbibliothek, Bern.)

Die heutige einheitliche Dreifarbigkeit der schweizerischen Sennenhunde war jedenfalls kaum üblich; wir finden solche recht selten auf den Bildern der sogenannten Kleinmeister des 18. Jahrhunderts.

Die heutige einheitliche Dreifarbigkeit der eidgenössischen Sennenhunde war jedenfalls kaum üblich; wir finden solche recht selten auf den Bildern der sogenannten Kleinmeister des 18. Jahrhunderts.

Alpengenossenschaften und private Weidebesitzer übertrugen die Wartung der Herden einem Hirten, der gegen Entgelt das Vieh besorgte und Ziger (Quark), Butter und Milch dem Alpbesitzer abzuliefern hatte. Den Winter verbrachten die Herden im Tal in den Ställen ihrer Eigentümer.

Die Wege vom Winterquartier bis zur Alp waren oft recht lang. Eine Urkunde aus dem Jahre 1335 besagt, daß „Erin an Hasenlen mit synes vatters veh“ auf die Alp „Schyzun und Wintbrech“ zog. Vom Hof Hasenlehn bei Trubschachen bis zur Alp Schyzun und Wintbrech an der Südseite der Hohnegg liegt ein Weg von 22 km.

Eine Herde bestand aus oft bis zu 100 Milchkühen, dazu kamen noch etliche Ziegen und Schweine. Die Wege waren schlecht, oft mußten Flüsse und Bäche überquert werden. Ohne Treibhunde ließ sich eine solche Herde nicht beisammenhalten, und bei einem langen Anmarschweg mußte unterwegs über-

samer, nicht zu kleiner Hund war deshalb eine unabdingbare Notwendigkeit für jeden Bauern.

Ob man sich an die Empfehlung des alt-römischen Ackerbauschriftstellers Columella hielt, der für das Haus einen schwarzen, für die Herde einen weißen Hund forderte, wissen wir nicht, jedenfalls schreibt aber der Basler Arzt Emanuel Küng 1706 in seiner „Georgica Helvetica curiosa“, sicher in Anlehnung an Columella: „Der Hauss-Hund solle schwarz seyn, dann ein solcher Hund ist einem Diebe des tages schrecklich anzuschauen, des Nachts aber kann ihn ein Dieb im Finsternen nicht so bald sehen oder inne werden. Andere lassen ihnen auch rothe, aschenfarbe Hunde gefallen, wann sie nur guter Art seien ...“

Der Küherhund im Voralpenegebiet

Im schweizerischen Voralpenegebiet entwickelte sich vom 15./16. Jahrhundert an eine in Europa einzigartige Wirtschaftsform, das Küherwesen. Seine Geschichte kann hier nur kurz gestreift werden, sie ist jedoch bedeutungsvoll für die Entstehung der schweizerischen Sennenhunde.

Im Spätmittelalter begannen die Bauern, die vordem bewaldeten Höhen zu roden und so Weideland für ihr Vieh zu gewinnen; auch stieß man jetzt über die Waldgrenze hinaus und weidete im Hochsommer hier das Gras ab. Die freien Bauern bildeten Alpengenossenschaften, die übrigens bei der Entste-

nachtet werden. Nun hatten die Hunde Vieh und Troß, das ganze „Sennethum“ zu bewachen.

Im Laufe der Zeit wurden aus den Hirten Herdenbesitzer, und es entstand der in Europa wohl einmalige, sehr angesehene Küherstand, der noch in vielen alten Liedern besungen wird. Bereits im 16. Jahrhundert gibt es Küher als Pächter der Herden und der Weiden, später besitzen sie eigene Tiere, und als die Küher dazu übergangen, nebst Ziger und Butter auch haltbaren Hartkäse herzustellen, begann die Blütezeit des Kühertums.

Die Grundbesitzer – häufig Patrizierfamilien (nach der Reformation schiedem im Kanton Bern die Klöster als Grundbesitzer aus) – verpachteten dem Küher die Alp, die Herde gehörte nun ihm, aber Grund und Boden besaß er nicht. Den Winter verbrachte er bei Bauern im Tal. Der Talbauer verkaufte dem Küher das Heu und erhielt zugleich den nötigen Mist für seine Äcker; Küher und Talbauer schlossen feste Verträge, und noch heute gibt es bei Emmentaler Bauernhöfen das „Chüjerstöckli“, wo die Küherfamilie während des Winters wohnte.

Auf diese Weise wurden im oberen Emmental an die 280 Alpen genutzt, und in diesem Milieu entstand der Küherhund. Wie diese Hunde aussahen, darüber vernimmt man wenig oder nichts; was sie zu tun hatten, ergibt sich aus der Arbeit des Kühers: Der Hund hatte beim Alpaufzug und bei der Alpabfahrt die Herde beisammenzuhalten, er mußte auf der Alp das Vieh zur Melkzeit zur Alphütte treiben, und wenn im Sommer von einer Alp zur anderen, oder im Winter von einem Winterquar-

tier ins andere gezogen wurde, hatte er wiederum dafür zu sorgen, daß die Herden beisammenblieben. Er war aber nicht nur Treibhund, er war auch Wächter und hatte das ganze „Sennethum“ seines Herrn zu bewachen.

Die Arbeit war vielseitig und anstrengend, das Futter aber karg. Außer magerer Käsmilch (Schotte) und etwas Maisbrei fiel für den Hund nicht viel ab. Brotgetreide war relativ teuer, Brot deshalb ein Nahrungsmittel, zu dem man Sorge trug und kaum an Tiere verfütterte; Brotreste gab es in einer Bauern- oder Küherfamilie überhaupt nicht. Hohe Leistungsfähigkeit bei äußerster Genügsamkeit waren hervorstechende Merkmale dieser Küherhunde, die auch durchweg kleiner waren als die Hunde der Talbauern.

Eine scharfe Trennung zwischen Bauernhunden und Küherhunden gab es sicher nicht. Sieben Monate lang lebte der Küher im Tal, fünf Monate lang auf der Alp. Eine stete Durchmischung der Hunde war nicht zu umgehen; daß die Küherhunde eher kleiner, die Bauernhunde dagegen größer waren, war eine

S. Freudenberger, „Murtentor in Bern“. Ob hier die Kuh oder der Hund gehandelt worden ist, wissen wir nicht, jedenfalls wird der Handel mit Handschlag bestätigt. Der Hund in der Mitte ist ein großer Bauernhund, ein Hund, wie er später oft als „echter“ Bernhardiner verkauft worden ist. Der Hund links im Bild ist ein Treibhund vom gleichen Typ wie der Hund auf dem Bild „Fête imprévue“. (Sammlung Gugelmann, Schweiz. Landesbibliothek, Bern.)



Frage der Auslese und nicht das Ergebnis einer gezielten Zucht. Freilich darf man wohl annehmen, daß die Küher besonders gute Treibhunde untereinander paarten, aber das mögen eher Ausnahmen als die Regel gewesen sein. Nach Möglichkeit zog man aus den Würfen nur die Rüden auf; nach einer Statistik aus dem Jahre 1889 über die Hunde im Kanton Thurgau waren nur 10% der Hunde weiblichen Geschlechts.

Der Niedergang des stolzen Küheriums begann, als 1815 in Kiesen im Aaretal die erste Talkäserei gebaut

wurde. Vorher war man davon überzeugt, daß aus „Talmilch“ kein haltbarer Käse gewonnen werden konnte, dazu taugte nur die „Alpenmilch“. Nun erwies es sich aber, daß der Käse aus der Milch der „Talkühe“ demjenigen aus der Milch der „Alpenkühe“ durchaus ebenbürtig war. Es entstanden mehr und mehr Talkäsereien. Schon 1840 gab es im Kanton Bern deren 120, 1858 waren es bereits 259 und 1880 zählte man 600.

Die Bauern stellten vom Ackerbau auf Viehwirtschaft um, an Stelle der extensiv genutzten Naturwiesen traten mehr und mehr intensiv genutzte Kunstwiesen. Der Bauer konnte jetzt seinen Heuvorrat selber verfüttern, die Küher verloren ihre Wintereinstände. Sie verkauften ihre Herden und wurden seßhaft. Ein einmaliger Wirtschaftszweig starb aus, der Treibhund verlor seine Existenzberechtigung.

Dem Talhund dagegen erwuchs als „Käsereihund“ ein neues Betätigungsfeld. Gotthelf nennt zwar das Einspannen der Hunde vor den Käsereikarren

einen „Unfug“ und „schlechten Witz“, der sich nirgends lange halte, doch darin täuschte er sich. Der Käsereihund gehörte bis zum Zweiten Weltkrieg zum bäuerlichen Dorfbild. Der kleine Treibhund wurde selten, dem großen, starken „Käsereihund“ wurde der Vorzug gegeben, doch der Begriff „Küherhund“ blieb vorerst noch erhalten. Studer betrachtete ihn sogar als eine wirkliche Rasse von „sehr übereinstimmendem Typus“.

Beginn der Reinzucht

A Heim, der große Förderer der Sennenhunde, schrieb im Jahre 1933: „Erst in den Jahren 1895 bis 1910 ist uns Schweizern ein Licht darüber aufgegangen, daß wir in unserem Lande, noch unbeachtet, einige andere, uralte ganz einheimische herrliche Hunderassen besitzen ... Kein

Schweizer Gardist, aus Frankreich heimgekehrt, erzählt in einer Bauernstube dem Dorfpublikum seine Abenteuer. Kolorierter Stich, um 1820/30, Künstler unbekannt. Uns interessiert hier vor allem der Bauernhund im Vordergrund, ein dreifarbiger, relativ großer Hund, wie er vor allem bei den Bauern im Mittelland zu Hause war. Der rotbraune Fleck auf der Seite ist ohne Zweifel ein Klecks, der nicht beabsichtigt war. (Bernisches Historisches Museum)





S. Freudenberger, „Le Villageois content“, Bern. Gelb-weiße oder rot-weiße Bauernhunde waren vor Beginn der Reinzucht der Sennenhunde offenbar weit häufiger als dreifarbige. Eine alte Redensart im Oberaargau sagt noch heute: „Vo dene hei’s meh weder rot Hüng.“ (Sammlung Gugelmann, Schweiz. Landesbibliothek, Bern.)

Buch über Hunde erwähnt vor 1900 diese eingeborenen Schweizer, und sie hatten noch keine Namen. Als ganz gewöhnlich blieben sie unbeachtet ... Es war höchste Zeit, sie zu erkennen, auszugraben aus dem stumpfen Übersehen, und ein Werk des Naturschutzes und des Heimatschutzes an ihnen zu vollbringen.“

Es war wohl so, wie Heim sagt: Die Hunde waren überall da, aber niemand sah in ihnen eine Rasse, dazu waren sie sicher auch zu unterschiedlich in ihrer äußeren Erscheinung. Doch dann erwachte überall in Europa das Interesse an den landeseigenen Hunden. In Deutschland wurde aus dem „Stallpin-

scher“ der moderne Schnauzer, aus dem Hund der Schafhirten der Deutsche Schäferhund, aus dem alten „Bullenbeißer“ der Deutsche Boxer, aus den alten „Hühnerhunden“ entstanden moderne Vorstehhunderassen. Angeregt durch diese Entwicklung, begannen sich auch in der Schweiz die Kynologen für die heimischen Bauernhunde zu interessieren.

Wenn immer wieder geschrieben und erneut abgeschrieben wird, ausländische Hunderassen hätten unsere einheimischen Hunde verdrängt, so möchte ich dazu ein großes Fragezeichen setzen. Sicher kamen gegen Ende des letzten Jahrhunderts fremdländische Rassehunde in die Schweiz, doch es waren sicher nicht die Bauern, die solche Hunde für teures Geld kauften, solange man auf dem Wochenmarkt für wenig Geld noch einen Hund kaufen konnte, der den Anforderungen, die man an ihn stellte, durchaus genügte. Es war eine recht kleine Oberschicht, die sich einen Rassehund aus England

anschaffte. Zahlen mögen das verdeutlichen:

Laut „Zentralblatt für Jagd- und Hundeliebhaber“ wurden im Kanton Zürich im Jahre 1887 7972 Hunde versteuert. Der Kynologische Verein Zürich mit Mitgliedern aus der ganzen Ostschweiz und dem Kanton Aargau zählte damals ganze 61 Mitglieder. Die wenigen Rassehunde dieser 61 Kynologen vermochten das Heer der Bauernhunde kaum in kurzer Zeit so maßgeblich zu beeinflussen, daß man von einem Untergang der einheimischen Hunde sprechen durfte. Es gab eben damals in der Schweiz keine durchgezüchteten einheimischen Rassen, und was es nicht gibt, das kann man auch nicht vor dem Untergang retten.

Das Verdienst der großen Kynologen der damaligen Zeit, Siber, Strebel, Heim, Schertenleib, um nur einige Namen zu nennen, bestand darin, die schönsten Exemplare der verschiedenen Bauernhunde zu sammeln, zu klassifizieren und sie unter sich zu paaren.

Sie retteten wohl den schweizerischen *Bauernhund* vor dem Untergang, aber sie retteten nicht *Rassen*, sondern schufen aus den vorhandenen rasselosen Bauern- und Küherhunden neue Rassen.

Diese Feststellung schmälert das Verdienst dieser Männer keineswegs; im Gegenteil, es war wohl weit schwieriger, mit geschultem Auge und einem sicheren Gespür das aus dem Heer der rasselosen Hunde herauszuheben und der Rassezucht zuzuführen, was in kurzer Zeit eine fest umrissene Rasse ergeben konnte, als eine bereits bestehende Rasse zu retten.

Was daraus geworden ist

Betrachten wir die Bilder der bernischen Kleinmeister Aberli, Lory, Biedermann, König, Freudenberger, so finden wir darauf, soweit bäuerliches Leben dargestellt wird, fast immer irgendwo auch einen Hund abgebildet. Daraus dürfen wir wohl entnehmen, daß im 18. Jahrhundert zu einem rechten Bauernhof auch ein Hofhund gehörte. Die kolorierten Stiche dieser Meister zeichnen sich durch eine große Liebe zum Detail aus. Alles, auch das Nebensächlichste, wird bis in die letzte Kleinigkeit naturgetreu abgebildet.

Wir können deshalb mit größter Sicherheit annehmen, daß diese Meister auch die Hunde so darstellten, wie sie tatsächlich auf den Bauernhöfen gesehen haben, und da fällt auf, daß die heutige Dreifarbigkeit der Sennenhunde nur andeutungsweise vorhanden war und von einer symmetrischen Zeichnung, auf die heute so großer Wert gelegt wird, kaum Ansätze zu sehen sind. Diese bunte Schar, die da dargestellt wird, war das Ausgangsmaterial, aus dem in der zweiten Hälfte des 19. und anfangs des 20. Jahrhunderts die Sennenhunde entstanden sind. Dabei galt es, wie Siber treffend sagt, „diese nutzbare alte Form ... zur typisch sich vererbenden Rasse“ emporzubringen.

Der Farbe wollte man ursprünglich kein großes Gewicht zugestehen, sagt doch Siber an gleicher Stelle: „Zuviel Rücksicht auf Farbe nehmen, führt bei derartigen Gebrauchshunden ad absurdum, zu Narreteien“, aber er gibt

zu, daß „die dreifarbigten schöner und leichter sichtbar sind“.

Die Idee Sibers, unterstützt durch seinen Freund, den Tiermaler Strebel, vorerst einmal die Appenzeller Bauernhunde der Reinzucht zuzuführen, stieß anfänglich auf wenig Echo; zudem zeigte sich bald einmal ein anderes Hindernis: Die meisten Rüden, und oft gerade die besten, die als Gründer einer Rasse in Betracht gekommenen wären, waren kastriert. Es bedurfte schon einer unbestritten anerkannten Autorität, um der Idee zum Durchbruch zu verhelfen, und diesen Förderer fanden die Sennenhunde in dem weithin bekannten Geologen Albert Heim, der damals das Alpsteingebiet durchforschte und dabei die Treibhunde der Sennen an Ort und Stelle kennengelernt hatte. Sollten diese Hunde jedoch Freunde unter den Kynologen finden, so war es unvermeidlich, ihnen ein ansprechendes Kleid zu geben; die unbestrittene Gebrauchstüchtigkeit als Viehtreiber, Wächter und Käserihunde genügte dazu keinesfalls. So war es fast unvermeidlich, daß man sich schon zu Beginn der Reinzucht auf die attraktive Dreifarbigkeit und eine möglichst symmetrische Zeichnung festlegte, und es ist unbestritten, daß sie den Sennenhunden weit mehr zu ihrer heutigen Verbreitung verholfen haben als ihre Eigenschaften als Gebrauchshunde.

Die richtige Farbverteilung und die möglichst symmetrische Anordnung des Zeichnungsmusters spielen in der Zucht der Sennenhunde heute eine große Rolle, vielleicht ab und zu sogar eine zu große Rolle. Immerhin muß man den Verfechtern einer streng symmetrischen Zeichnung zugestehen, daß von ihr die äußere Erscheinung des Hundes wesentlich beeinflußt wird. Dabei stellt sich jedoch sofort wieder die Frage, ob dies für einen Gebrauchshund derart ins Gewicht fallen darf. Ich meine, an eine etwas zu breite Bläße wird man sich leicht gewöhnen, an einen Charakterfehler des Hundes aber nie. Korrekter Körperbau und einwandfreier Charakter sind jedenfalls wichtigere Zuchtziele als die Breite der Bläße und die Größe der Abzeichen an den Pfoten.

Die ersten, die man als eine Rasse auschied, waren die Appenzeller Treibhunde, es folgten um die Jahrhundertwende der Dürrbächler (Berner Sennenhund) und der Große Schweizer Sennenhund und als letzter der Entlebucher Sennenhund, den man lange Zeit kaum vom Appenzeller schied.

DER ST. BERNHARDSHUND

Der große St. Bernhard

Die Geschichte des Bernhardiners kann man nicht schreiben, ohne auf die Geschichte des Passes einzugehen, der dem Hund den Namen gegeben hat.

Im Jahre 7/6 v. Chr. hatten die Römer den gesamten Alpenraum unterworfen, das Siegesdenkmal, das „Tropaeum Alpium“ in La Turbie bei Monaco erinnert an den Sieg Roms über die Alpenstämme und zählt die unterworfenen Volksstämme auf. Darunter finden wir auch den Namen der Räter und der vier keltischen Stämme (Uberer, Seduner, Verargrer und Nantua-ten), die damals das Wallis bewohnt hatten.

Im Jahre 43 n. Chr. ließ Kaiser Claudius den Saumweg über den Großen St. Bernhard für den Wagenverkehr ausbauen und in den Rang einer Reichsstraße erheben. Römische Garnisonen in Aosta und in Martigny sorgten jetzt für die Sicherheit der Reisenden über den Mont Jovis, wie der Berg jetzt hieß. Auf der Paßhöhe stand ein Tempelchen zu Ehren Jupiters (Jovis) und daneben eine kleine „mansio“ als Unterkunft für Reisende. Der Paß war jetzt einer der wichtigsten Alpenübergänge und der kürzeste Weg nach der neu eroberten Provinz Britannia.

Nach dem Germaneneinbruch (ab 500 n. Chr.) verlor der Paß seine Bedeutung und wurde nun während Jahrhunderten nur noch sporadisch begangen. Die Zuwege verödeten, und erst im frühen Mittelalter gewann er wieder an Bedeutung. Der Übergang war aber gefährlich; es wird von Wegelagerern



Paßhöhe des Großen St. Bernhards. Zur Römerzeit standen hier ein Heiligtum zu Ehren Jupiters und eine „mansio“ als Unterkunft für Reisende. Die Hospizgründung durch Bernhard v. Menthon fällt vermutlich ins Jahr 1050. (Foto H. Räber)

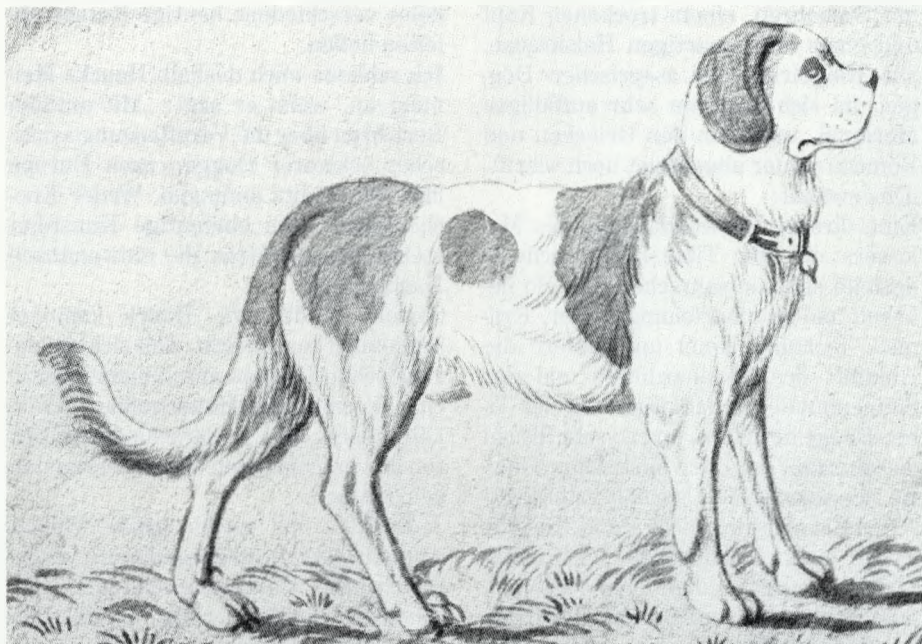
und Räuberbanden berichtet, die die Reisenden überfielen und ausraubten. Nach der Legende soll dann der heilige Bernhard von Menthon, damals Erzdiakon in Aosta, um 950 ein Hospiz gegründet haben. Das Gründungsdatum ist ungewiß, geschichtlich belegt ist, daß Bernhard im Jahre 1081 Kaiser Heinrich IV. in Pavia traf; er kann also unmöglich bereits um 950 ein Hospiz gegründet haben. Die Gründung muß wohl eher auf das Jahr 1050 verlegt werden.

Die bösen Geister, die Bernhard besiegte, dürften wohl die Räuberbanden gewesen sein. Damit das Hospiz seine Aufgaben erfüllen konnte, mußte es über regelmäßige Einkünfte verfügen; eine päpstliche Bulle aus dem Jahre 1177 zählt denn auch 80 Güter von Sizilien bis England auf, die dem Hospiz gehörten. Der Übergang über den Mont-Joux, wie der Berg jetzt hieß, wurde wiederum zu einer wichtigen Handels- und Pilgerstraße.

Wichtig für die Geschichte der Hunde ist jedoch die Tatsache, daß der Paß während Jahrhunderten nicht mehr regelmäßig begangen wurde, eine kontinuierliche Hundehaltung von der Römerzeit bis zur Gründung des Hospizes deshalb völlig undenkbar ist.

Die Herkunft der Hunde

Der Haustierforscher C. Keller leitet den St. Bernhardshund vom römischen „Molosser“ ab, einem Hund, der direkt von der großen zottigen Tibet-Dogge abstammen sollte. Marco



Polo (1290) hat die Tibet-Dogge als „groß wie ein Esel“ beschrieben. (So groß war sie freilich nie.) Vom tibetischen Hochland aus soll der Tibethund nach Nepal und Indien und von da in den babylonisch-assyri-

schen Kulturkreis gekommen sein. Alexander der Große soll ihn nach Griechenland gebracht haben, wo er der Ausgangspunkt für die nachmalig bekannte Zucht der Molosser wurde.

Mit scharfsinnigen und in ihrer Klarheit bestechenden Überlegungen versucht nun vor allem Tschudy den Beweis zu erbringen, daß die Phönizier zwischen 1200 und 1100 v. Chr. von Zypern aus nach Westen vordrangen, Kolonien in Sizilien, Spanien, Frankreich und England anlegten, und daß deshalb Nachkömmlinge der assyrischen Doggen gerade an den alten Handelsstraßen der Phönizier zu finden seien, in Spanien der große Pyrenäenhund, in Frankreich die Bordeaux-Dogge, in England der Mastiff und in der Schweiz der St. Bernhardshund.

Strebel ist nun der Molosser-Frage sehr eingehend nachgegangen. Nach Sichtung aller bekannten schriftlichen Zeugnisse antiker Schriftsteller kommt er zum zwingenden Schluß, daß in der Antike neben einem großen, meistens dunkel gefärbten, doggenartigen Hund, wie ihn die Assyrer und Babylonier abbildeten, ein hellfarbiger leichterer Hund gehalten wurde, der sowohl zur Jagd wie zum Dienst bei den Herden Verwendung fand. Dieser Hund dürfte der Molosser gewesen sein.

1695 bildete ein unbekannter Maler zwei Hospizhunde ab. Die Übereinstimmung des Zeichnungsmusters mit demjenigen des 100 Jahre später lebenden Barry zeigt die Gesetzmäßigkeit der Plattenscheckung mit ihren Pigmentierungszentren auf.



Barry I, wie ihn Ruprecht 1923 neu aufgestellt hat. (Foto Naturhist. Museum Bern)

Sämtliche bis heute bekannt gewordenen griechischen und römischen bildlichen Darstellungen des „Molossers“ zeigen einen großen, muskulösen Hund mit Stehohren, einem trockenen Kopf und einer mähenartigen Halskrause. Die Ringelrute der assyrischen Doggen, an sich doch ein sehr auffälliges Merkmal, wird von den Griechen und Römern weder abgebildet noch schriftlich erwähnt.

Eine direkte Verwandtschaft des Molossers mit der Tibet-Dogge scheint deshalb sehr unwahrscheinlich. So liebevoll und so scharfsinnig Keller, Krämer, Tschudy, Heim und andere die Abkunft des Bernhardiners und der Sennenhunde via Molosser von der Tibet-Dogge herleiten, und so sehr dies in das Konzept der darwinistischen Theorie zu passen schien, sie hält einer kritischen Betrachtung nicht stand. Es gibt weder einen schriftlichen, noch einen bildlichen, noch einen osteologischen (knochenkundlichen) Beweis, daß diese schweizerischen Rassen ihren Ursprung im tibetanischen Hochlande haben sollen!

Prof. Th. Studer, der Erforscher des Haushundes und Bearbeiter der neolithischen Haustierfunde aus den schweizerischen Pfahlbauten, weist bei der Besprechung des hallstattzeitlichen

Schädels von Karlstein darauf hin, daß in der Bronzezeit im Alpengebiet ein mittelgroßer, doggenartiger Hund vorkam, der also nicht erst in historischer Zeit hier eingeführt worden war, sondern autochthon seit prähistorischer Zeit vorhanden war. An anderer Stelle spricht er von der „Kollektivrasse der großen Alpenhunde“, aus der sich müheelos verschiedene heutige Rassen ableiten ließen.

Ich schließe mich deshalb Haucks Meinung an, wenn er sagt: „Mit antiken Berichten über die Verpflanzung asiatischer schwerer Doggen nach Europa läßt sich nichts anfangen. Weder Knochenfunde noch eindeutige Kunstdarstellungen gestatten die einwandfreie Nachprüfung.“

Sowohl Studer wie Hauck kommen schließlich zur Ansicht, daß sich die europäischen Doggen aus jungsteinzeitlichen Formen des Haushundes entwickeln ließen, also zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten entstanden sein können.

Jedenfalls sind weder große Völkerwanderungen noch ausgedehnte vorgeschichtliche Handelsbeziehungen zwischen Ost und West nötig, um das Vorhandensein ähnlicher Rassetypen an verschiedenen Orten zu erklären. Die Möglichkeit, aus dem einmal domestizierten Hund verschiedene Rassen zu bilden, war überall gegeben und überall die gleiche.

Eine Differenzierung nach Gebrauchszwecken, in Wach-, Jagd- und Hirten-

hunde, später auch in Begleit- und Schoßhunde, schälte sich erst in historischer Zeit allmählich heraus, wobei der „Mehrzweckhund“ bis weit in die neueste Zeit hinein der vorherrschende Typ war und der Bastard die rein gezüchteten Rassen zahlenmäßig bei weitem überwog.

So waren die direkten Vorfahren der schweizerischen Rassen, die gegen Ende des letzten Jahrhunderts als erste in die Zuchtbücher übernommen wurden, noch keineswegs reinerbige, durchgezüchtete Rassen, sondern bestimmte Gebrauchstypen, aus denen die Züchter in wenigen Generationen nach einem festgelegten Idealtyp die heutigen Rassen schufen. Der Umstand, daß diese Rassen relativ früh ein morphologisch einheitliches Bild zeigten, ist aus diesem Grund kaum ein Beweis für die Existenz „seit Jahrhunderten durchgezüchteter“ Rassen der Ausgangstiere.

Die Hospizhunde

Die ersten Hunde kamen vermutlich zwischen 1660 und 1670 als Wachhunde auf das Hospiz. Ein unbekannter Maler hat 1695 im Hospiz zwei Hunde gemalt. Es sind Hunde vom Typ des „Küherhundes“; sie haben aber etwas schwerere, doggenartige Köpfe. Der eine ist ein Mantelhund mit fast weißem Kopf, der andere ist gefleckt. Eine erste schriftliche Erwähnung datiert aus dem Jahre 1703. Daraus geht hervor, daß der Küchenmeister Vincent Canos ein Laufrad konstruierte, in das er einen Hund sperrte, der dann den Bratspieß drehen mußte. Die Idee war durchaus nicht neu, das „Eichhörnchen in der Trulle“ war ehemals ein beliebtes Spielzeug, und wenn man bedenkt, daß, gemäß einer Notiz aus dem Jahre 1898, jährlich zwischen 18000 und 20000 Reisende im Kloster versprochen und drei volle Tage unentgeltlich gepflegt wurden und das Essen zudem vorwiegend aus Fleisch und Brot bestand, so begreift man den Küchenmeister, wenn er nach einer Arbeitserleichterung suchte. Prior Ballalü hat die Erfindung Canos' schriftlich festgehalten.

Aus dem Jahre 1707 meldet eine Archivnotiz: „Ein Hund wurde uns verschüttet“, und 1787 vernehmen wir,

daß die Hunde eine Einbrecherbande erfolgreich abgewehrt hatten.

1731 werden Hundefelle als Bettvorleger erwähnt, und 1735 bezahlt der Prior eine Rechnung für die Reparatur eines Hundehalsbandes. Das sind die ersten Berichte von Hunden auf dem Hospiz. Woher aber kamen nun diese Hunde?

Auf dem Hospiz entstanden ist die Rasse nicht, ganz abgesehen davon, daß der Hospizstamm mehrmals völlig erlosch, denn die Hunde wurden hier nicht alt. In der „Tierbörse“ vom Jahre 1899 zum Beispiel lesen wir: „Die Hunde auf dem Großen St. Bernhard erreichen nicht das Alter, wie ihre Stammesgenossen bei uns, 6 bis 8 Jahre ist das Maximum . . . in erster Linie kommt dies von der Feuchtigkeit des Hauses, die den Tieren Rheumatismus verursacht.“ Der Bestand mußte also laufend ergänzt werden.

Die Hospizhunde werden von allen Chronisten als von außerordentlicher Größe beschrieben. Das ist jedoch ein relativer Begriff. Der berühmte Barry ist, verglichen mit den heutigen Bernhardinern, eher klein, die heutigen Kolosse mit 65 bis 80kg Körpergewicht wären zum Gebirgsdienst auch gar nicht mehr tauglich.

Übereinstimmend wird jedoch von allen Chronisten die Farbe der Hunde als braunrot mit weißen Flecken angegeben. Diese Färbung muß einst unter den Bauernhunden in der Schweiz sehr weit verbreitet gewesen sein. Noch heute sagt der Oberaargauer, wenn er die Häufigkeit irgendeines Gegenstandes bildhaft ausdrücken will, „vo däm git's meh weder rot Hüng“, obschon es heute kaum mehr rote Bauernhunde gibt. Die rot-weiße Färbung war denn auch zu Beginn der Reinzucht fast das einzige Merkmal eines Bernhardiners, und mancher Bauernhund wurde damals als echter Bernhardiner verkauft, obschon seine Ahnen das Hospiz nie gesehen hatten.

Es war also keineswegs schwer, bei Bedarf immer wieder ähnliche Hunde aus den Tälern heraufzuholen, und in der Abgeschlossenheit des Hospizes konnten sich hier in kurzer Zeit „Lokalschläge“ herausbilden. So sind denn auch die noch vorhandenen Schädel von Hospizhunden recht verschieden.

Die Sammlung von Bernhardinerschädeln in der Sammlung der Albert-Heim-Stiftung läßt mindestens zwei Typen unterscheiden, die zur gleichen Zeit lebten. Die größten Schädel stam-

men von einem relativ kurznasigen Typ mit starkem Stirnabsatz; die kleineren Schädel – namentlich auch der Schädel des berühmten Barry – sind flacher, zeigen nur schwachen Stop und lassen sich nicht von den größeren Schädeln des „Küherhundes“ unterscheiden.

Andererseits befindet sich in der Sammlung der mächtige Schädel eines Berner Sennenhundes mit sehr ausgeprägtem Stop, der, wüßte man seine Herkunft nicht ganz genau, als Schädel eines typischen Bernhardiners moderner Zuchtichtung gelten könnte.

Rassewandel beim St. Bernhardshund. Oben: Barry (1814). Mitte links: Doggen-Typ. Mitte rechts: „Schumacher“-Typ, beide etwa 1900. Unten: moderner St. Bernhardshund. Die um die Jahrhundertwende noch uneinheitliche Rasse der St. Bernhardshunde veränderte sich im Laufe der Zeit immer mehr zum heutigen massigen Doggen-Typ hin. Der leichtere Barry-Typ blieb dabei, aus welchen Gründen auch immer, auf der Strecke. (Foto Nussbaumer und Huber)

Craniologisch (nach der Schädelform zu urteilen) gibt es jedenfalls bis weit in die Zeit der stammbuchmäßigen Reinzucht hinein keine Unterschiede zwischen St. Bernhardshunden und Großen Schweizer Sennenhunden, damals noch als „Küherhunde“ oder „Metzgerhunde“ bezeichnet.

Es kann deshalb kein Zweifel darüber bestehen, daß St. Bernhardshund und Großer Schweizer Sennenhund ursprünglich nicht voneinander zu trennen waren.

Rot-weiße große Hunde waren vor der Jahrhundertwende weit verbreitet, wir sehen sie auf zahlreichen Postkarten als „Käsereihunde“, aber auch auf alten Fotos als ganz gewöhnliche Bauernhunde.

So sagt auch Prof. Th. Studer: „In einem großen Teile der Schweiz, in der Ebene und in den Alpen, wird eine mittelgroße, meist langhaarige, aber auch stockhaarige kräftige Hunderasse mit Hängeohren als Wachhund, Treibhund oder auch als Zughund gehalten . . . Im Kanton Bern ist der Hund meist grö-





So sah ein „Hospizhund“ um das Jahr 1910 aus. Auf einer andern Karte wird derselbe Hund als „Barry“ bezeichnet. (Postkarte. Sammlung P. Buckingham)

ßer, über 60 cm, mit zuweilen längerer Behaarung und häufig von rotgelber Farbe mit weißen Abzeichen.“

Und an anderer Stelle finden wir einen Bericht aus dem Jahre 1860 von einem Engländer, der in die Schweiz gekommen war, um hier Bernhardiner aufzukaufen. Seine ursprüngliche Absicht war, auf das Hospiz zu fahren, nachdem er aber bereits im Kanton Bern ein paar „Bernhardiner“ zusammengekauft hatte, die durchaus seinen Wünschen entsprachen, verzichtete er auf die Weiterfahrt. In Freiburg, so weit

führte damals die Eisenbahn, sah er vor einem Hause einen sehr schönen „Bernhardiner“ angebunden, den er auch noch kaufte; daß dieser „Bernhardiner“ schwarz mit braunen und weißen Abzeichen war, störte ihn überhaupt nicht.

So leid es diesem oder jenem Bernhardinerfreund auch sein mag, es muß mit aller Deutlichkeit festgehalten werden, daß der St. Bernhardshund in seinem Ursprung ein Abkömmling des alten „Küherhundes“ ist, wie er noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts überall in der Schweiz anzutreffen war; Berichte,

Hospizhunde aus der Zeit zwischen 1910 und 1920. Undatierte Postkarte. (Sammlung P. Buckingham)



Bilder und noch vorhandene Schädel lassen keinen anderen Schluß zu.

Die Betonung der Doggenmerkmale beim Bernhardiner mag dreierlei Gründe haben:

1. traten zeitweilig auf dem Hospiz als „Lokalschlag“ des großen „Küherhundes“ Hunde mit „rachitischen Mopsköpfen“ auf, die man dann als „Hospizköpfe“ bezeichnete, eine Zeitlang aber verpönte;
2. bevorzugten die Engländer die Hunde mit den schweren Köpfen, und
3. wollte man mit der Zeit einen deutlichen Unterschied zwischen dem Bernhardiner und den gemeinen Küherhunden setzen.

Langhaar und Stockhaar

Heim und Schumacher sind davon überzeugt, daß die Mönche ihre Hunde mit Neufundländern gekreuzt haben, weil den Neufundländer der Nimbus eines Menschenretters umgab. Heim gibt als Datum dieser Einkreuzung das Jahr 1830 an, Schumacher sagt nur, Barry sei „der Repräsentant der alten St. Bernhardshunde-Rasse vor der Einkreuzung mit Neufundländerhunden“ gewesen, merkwürdig ist dann aber, daß er wiederum sagt, die Kreuzungstiere, die vom Kloster ins Unterland verschenkt worden waren, seien alle rot mit weißen Abzeichen und schwarz verbrämtem Kopf gewesen, „mit enormen Köpfen und bisher nicht mehr erreichter Größe und starkem Körperbau“. Diese Beschreibung würde eher gegen eine Neufundländer-einkreuzung sprechen, auch wenn man annehmen muß, daß es nicht schwarze Neufundländer waren, sondern die damals noch weit häufigeren schwarzweißen Landseer, die allenfalls hätten eingekreuzt werden können. Daß Neufundländer auf dem Hospiz waren, geht aus einem Brief von dem Prior Deleglise an Fr. v. Tschudi hervor, in dem er schreibt: „Die beiden Neufundländer, die wir letzten Winter von Stuttgart erhielten, sind sehr schön herangewachsen, besonders das männliche Exemplar, das seinen Dienst im Gebirge bereits sehr gut begonnen hat.“

Der Herkunftsort der beiden „Neufundländer“ erweckt den Verdacht, daß es sich dabei um weiß-rot gefleckte „Leonberger“ aus der Zucht Essigs ge-

handelt haben könnte, zumal ein echter Neufundländer mit seinem Langhaar zum Gebirgsdienst völlig ungeeignet war.

Dr. E. Schmid schreibt in seinem Bericht zum 75jährigen Bestehen des Klubs von einer 1856 erfolgten Kreuzung mit Neufundländern. Davon weiß aber Schumacher offensichtlich nichts. Man muß also auch hier ein Fragezeichen setzen.

Die Sache mit der Neufundländereinkreuzung bleibt jedenfalls unklar, die Hospiz-Chronik belegt sie offenbar nirgends ausdrücklich, dagegen ist Siegmund Glauben zu schenken, wenn er sagt, es hätte in den Würfen der Hospizhunde immer ab und zu langhaarige Welpen gegeben, weil ab und zu langhaarige Walliser Hirtenhunde eingekreuzt worden seien. Diese uns völlig unbekannt Rasse setzt Siegmund am Ende des letzten Jahrhunderts mit größter Sicherheit als allgemein bekannt voraus, sie deckt sich mit Studers Bericht vom „weitverbreiteten, langhaarigen Alpenhund“ in den Walliser Tälern.

Die langhaarigen Hunde bewährten sich im Gebirgsdienst nicht, sie wurden deshalb vom Hospiz an Gönner im Unterland verschenkt. Solche Gönner waren: der Graf von Rougemont in Löwenberg bei Murten, der Graf von Pourtales in der Mettlen bei Bern, der Graf von Rougemont und Pourtales au Bussy bei Valangin, Oberst Risold in Bern, die Herren Cornaz in Pfauen bei Murten, die Großfürstin Anna Feodorovna in der Elfenau bei Bern.

Unter den Nachkommen dieser Hunde gab es offensichtlich wieder stockhaarige. Interessant ist die Bemerkung von Schumacher, unter den Nachkommen der Hunde der Herren Cornaz habe es solche mit kurzen Ruten gegeben. „Von diesen Hunden stammt die sogenannte Utzenstorf-Rasse, welche noch gegenwärtig im bernischen Oberaargau auf großen Bauernhöfen gehalten werden und sich noch jetzt durch Größe und Schönheit auszeichnen, ob schon ausgeartet“, sagt Schumacher in seinem Brief an die SKG.

Bald einmal zog man im Unterland die dekorativen, langhaarigen Hunde den stockhaarigen vor. So kam schließlich die Meinung auf, der St. Bernhardshund sei immer langhaarig gewesen, nur der minderwertige „St. Gotthardhund“ sei kurzhaarig!

So hat zum Beispiel der Graf v. Rougemont einen stockhaarig gefallenen

Hund aus seiner Zucht als minderwertig an einen Herrn Klopfenstein in Neuenegg weggegeben, wo ihn dann Schumacher im Jahre 1855 erwarb und als Barry I viel zur Zucht gebrauchte. Die Frage Lang-/Stockhaar bewegt die Gemüter bis auf den heutigen Tag. Der Erbgang ist nicht geklärt. Fest steht, daß es von zwei langhaarigen Eltern stockhaarige Welpen geben kann, und

auf den internationalen Schönheits-Champion (CACIB) zuerkannte und damit logischerweise Kreuzungen zwischen den beiden verbot.

Die Erfahrung zeigte aber, daß dieses Verbot in der Praxis nicht haltbar war. Würde man nämlich die beiden Haarvarietäten getrennt über mehrere Generationen züchten, so ist mit Bestimmtheit damit zu rechnen, daß zwei ver-



Langhaar-Rüde.

umgekehrt fallen in den Würfen stockhaariger Eltern mitunter langhaarige Welpen. Es gibt auch immer wieder Zwischenstufen, also zum Beispiel Hunde, die am Körper annähernd stockhaarig sind, dazu aber Fransen an den Ohren und eine mehr oder weniger ausgeprägte Fahne an der Rute haben. Diese Zwischenstufen deuten auf ein polyfaktoriell vererbtes Merkmal hin. Züchterisch problematisch wurde die Sache, als die FCI (Fédération Cynologique Internationale) beiden Haarvarietäten eine gesonderte Anwartschaft

schiedene Bernhardinerrassen entstehen werden, die sich nicht nur in der Haarart, sondern auch im Gesamttyp wesentlich voneinander unterscheiden würden. Kenner der Rasse sagen, Stockhaar, über mehrere Generationen rein gezüchtet, führe zu einem Typverlust, womit offenbar eine Angleichung an den alten Küherhundtyp gemeint ist.

Sicher ist auch, daß die Langhaar-Bernhardiner weit mehr zu offenen Augen (Ektropium) neigen als die stockhaarigen; dem Übel kann nur vorgebeugt werden, indem von Zeit zu Zeit gekreuzt wird.

Nun hat die FCI eine Liste der kreuzbaren Rassen und Rassenvarietäten



Chien du Grand Saint-Bernard

711 — CHAMPAIX — 3 CIB, GENÈVE

Fast weiße Kurzhaarhündin aus dem Jahre 1922. (Postkarte. Sammlung P. Buckingham)

aufgestellt, und darauf sind die beiden Bernhardiner-Varietäten als kreuzbar aufgeführt. Die Vergebung des Internationalen Schönheits-Champions kann also nicht mehr davon abhängig gemacht werden, daß die Ahnen des Hundes über mindestens drei Generationen der gleichen Varietät angehören müssen. Diese Regelung ist sicher vernünftig; weil aber, wie bereits erwähnt, bei Kreuzungen immer wieder Zwischenstufen entstehen, sollten die Züchter doch überlegt und nicht ohne zwingende Gründe solche Kreuzungen vornehmen.

Vom Rettungswerk der Hunde

Im Jahre 1774 schreibt der Genfer Maler Bourrit erstmals über das Rettungswerk der Mönche und der Hunde auf dem Großen St. Bernhard, wobei er sagt, daß das schon lange allgemein bekannt sei.

Das Hospiz-Archiv schweigt sich darüber aus, wann erstmals Hunde zum Rettungsdienst eingesetzt worden sind. In der 1644 für die „Acta Sanctorum“ verfaßten Beschreibung des Hospizes, seiner Tagesordnung und der Aufzählung der Arbeiten der Mönche und Knechte zum Offenhalten des Passes werden keine Hunde erwähnt. Ob die bereits erwähnte Notiz aus dem

Jahre 1707 „Ein Hund wurde uns verschüttet“ so gedeutet werden kann, daß Hunde zum Rettungsdienst eingesetzt wurden, ist ungewiß.

Von Prior Ballalu wissen wir, daß ab 1700 in der Zeit vom 11. November bis 15. Mai täglich ein Knecht, Marronnier genannt, Reisende nach Bourg-Saint-Pierre hinunter begleitete und dort die Reisenden in Empfang nahm, die zum Hospiz hinauf wollten. Von Hunden sagt der Prior nichts. Ab 1750 nahmen die Marronniers Hunde mit, die vor auszulaufen hatten, um mit ihrer breiten Brust einen Weg durch den Schnee zu pfeifen. Von da an nehmen die Berichte über den Dienst der Hunde zu und die Meldungen über tot aufgefundene Reisende ab. Offensichtlich be-

gann sich der Dienst der Hunde segensreich auszuwirken.

Die Hauptaufgabe der Hunde bestand aber nach wie vor darin, die Marronniers zu begleiten. Dank ihres vorzüglichen Ortssinns fanden sie auch bei Nacht und Nebel oder im dichten Schneegestöber den Weg zum Hospiz mit Sicherheit. Allein gingen sie nicht auf Tour, sondern stets nur in Begleitung eines Marronniers oder eines Ordensmannes.

Erst später lesen wir auch von selbständigen Touren der Hunde. Das legendäre Fäßchen am Halsband scheint jedoch die Erfindung des begeisterten Alpinisten Meissner zu sein, der 1816 in den „Alpenrosen“ schrieb: „Oftmals hängt man den Hunden ein Fäßchen mit Branntwein oder anderem stärkenden Gebräu und ein Körbchen mit Brot an den Hals.“

Die Hospiz-Chronisten wissen jedoch nichts davon; dagegen spricht Kanonikus Murith 1800 von einem kleinen Bastsattel, mit dem die Hunde Milch und Butter von der Sennerei La Pierre ins Hospiz hinauftrugen.

Schätzungsweise sind während der 250 Jahre, in denen die Hunde ihren Ret-

Lawinnenniedergang am Mont Marengo, 20. Januar 1825. Im Hintergrund ist das Kloster. Derartige Bilder, die in der damaligen „Regenbogenpresse“ die Runde machten, trugen viel zum Ruhme der Hospizhunde bei. (Bild Sammlung P. Buckingham)



tungsdienst versahen, an die 2000 Menschen mit ihrer Hilfe gerettet worden. Zur Zeit der napoleonischen Kriegszüge überquerten an die 250 000 Soldaten den Paß. Die Hunde versahen jetzt ihren Dienst so gut, daß zwischen 1790 und 1810 nicht ein einziger Soldat im Schnee erfror. Die letzte, urkundlich festgehaltene Rettung datiert aus dem Jahre 1897. Damals war ein 12 Jahre alter Knabe in der Totenschlucht von einem Hund aufgefunden und geweckt worden.

Der berühmteste Rettungshund war

Beginn der Reinzucht

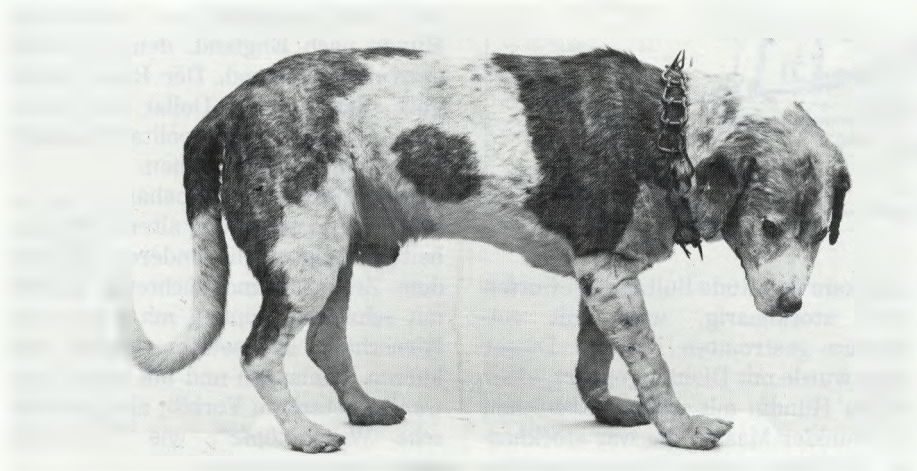
B Siegmund schreibt 1893: „Zu Beginn der Reinzucht konnten die begeisterten Zukunftzüchter nur sehr wenige Hunde vom Hospiz direkt erhalten, wohl aber fanden sie in vielen Gegenden des Landes große Hof- und Küherhunde, teilweise völlig unbekanntes Ursprungs, die alle mehr oder

weniger deutlich die Abstammung von St. Bernhardshunden oder die für den Zweck fast gleichwertige Abstammung von den Stammeseltern der St. Bernhardshunde zeigten.“

Und Dr. Straumann, ein weiterer Kenner der Situation, erinnerte sich, auf dem Märli in Bern viele Zughunde gesehen zu haben, die nach Bau, Körpergröße, Typ und Farbe als Bernhardiner angesprochen werden konnten. Der Hund war also überall da, nicht nur auf dem Hospiz.

So lagen die Dinge, als Heinrich Schumacher, Metzger und Wirt in Holligen bei Bern, Ende der fünfziger Jahre mit der Zucht der Bernhardiner begann. Er war der erste, der ein Zuchtbuch anlegte und seinen Hunden Abstammungsurkunden mitgab, und muß somit als der Begründer der Reinzucht angesprochen werden.

Stammvater seiner Zucht war der schon einmal erwähnte Barry I, ein langhaariger, roter Rüde mit weißen Abzeichen, dessen Voreltern in den dreißiger Jahren vom Hospiz in den Besitz des Grafen von Rougemont nach Löwenberg gekommen waren; als Stammutter gibt Schumacher die Hündin „Blässi“ an, langhaarig mit braunen Platten, vermutlich 1856 geboren, Abstammung Hospizhunde. Aus diesem



sicher Barry I, der von 1800 bis 1812 auf dem Hospiz lebte und mit dessen Hilfe 40 Menschen gerettet werden konnten. Der alt gewordene Barry wurde im Jahre 1812 von einem Pater zu Fuß nach Bern gebracht, wo er 1814 an Altersschwäche starb. 1815 wurde er ausgestopft und im Naturhistorischen Museum in Bern ausgestellt.

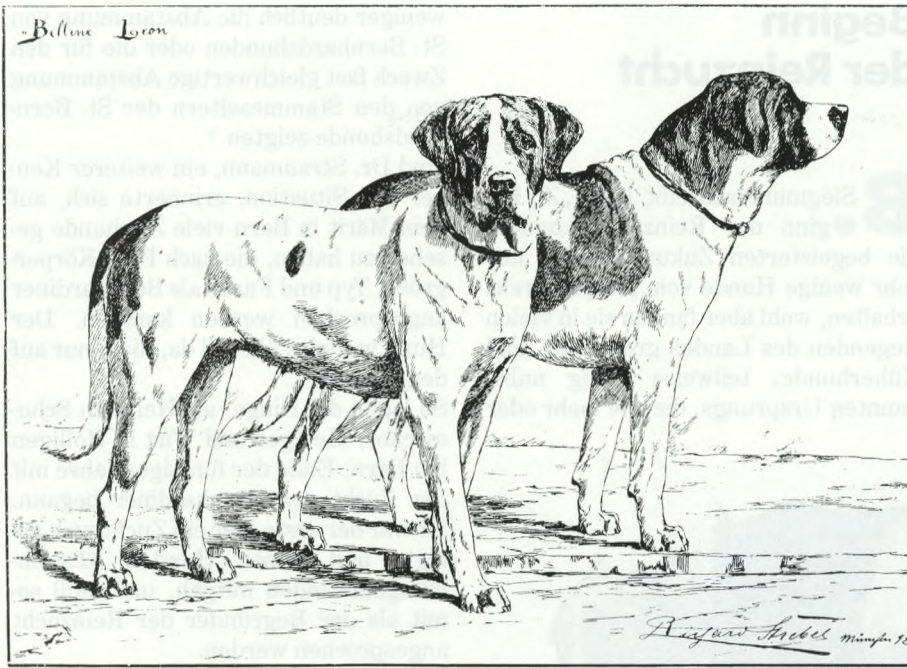
Barry wurde schon zu Lebzeiten zur Legende, besonders die offensichtlich von P. Scheitlin erfundene Geschichte von dem Knaben, der von Barry auf dem Rücken zum Hospiz getragen worden sei, machte die Runde durch viele Bücher und Zeitschriften und hat viel zum Ruhme der Hospizhunde beigetragen. Sie ist aber ganz offensichtlich nicht wahr, jedenfalls bestehen im Hospiz-Archiv darüber keine Aufzeichnungen.

Auf dem Bilde Rittmeyers mit dem auf dem Hunde reitenden Knaben, wie auch auf dem Denkmal im Hundefriedhof von Asnières bei Paris, ist Barry als langhaariger Hund abgebildet – ein Irrtum, der sich bis heute hartnäckig gehalten hat, obschon sich jedermann im Museum in Bern vom Gegenteil überzeugen kann.

Barry von 1814 bis 1923. Nach dem Wunsche des Priors sollte Barry allen kommenden Geschlechtern als Symbol steter Hilfsbereitschaft Mahnung sein. Deshalb wurde er in demutsvoller Haltung aufgestellt. Das ohnehin nicht sehr geglückte Präparat fiel im Laufe der Zeit immer mehr zusammen und wurde schließlich 1923 von G. Ruprecht neu aufgebaut. (Foto G. Ruprecht)

Olaf, 1896, gezüchtet von Dr. Th. Künzli, St. Gallen. Dr. Künzli baute seine Zucht auf den beiden Rüden „Young Barry“ und „Tell“ auf. Strebel rühmt die schönen Farben der Hunde aus Dr. Künzlis Zucht.





St. Bernhardshunde aus der Zeit, da die SKG gegründet wurde. Vorne die Hündin „Belline“ SHSB 93, gew. 1883, und hinten „Léon“ SHSB 1, gew. vor 1883. „Léons“ Abstammung konnte nie mit Sicherheit festgestellt werden, er galt aber damals als „geradezu ideal gebauter“ Hund mit „wunderschönem Gesichtsausdruck“ und „wunderschöner Farbe“. Als Schulterhöhe werden 75 cm angegeben.

Paar kam der Rüde Sultan I, geworfen 1861, stockhaarig, weiß mit rot-schwarz gestromten Platten. Dieser Rüde wurde mit Diana I gepaart, einer gelben Hündin mit weißen Abzeichen und dunkler Maske. Sie war stockhaarig, ihr Vater war ein Hospizhund, die Mutter unbekannter Herkunft.

Aus diesem Paar entstammte die damals berühmte Hündin Favorita I, die, zusammen mit dem Rüden Sultan I, anno 1867 auf der Weltausstellung in Paris eine goldene Medaille gewann. Der gleichen Verbindung entstammten der Rüde Barry II und die Hündin Toni I.

Postkarte, geschrieben am 13. 9. 1917 im Hotel „Terminus“ Spiez. (Sammlung W. Glättli)



Favorita und Barry II hatten gestromte Platten, Toni I war langhaarig. Aus dem von Schumacher „neu redigirt und korrigirt“ am 22. Oktober 1886 herausgegebenen „Stammbaum stockhaarige St. Bernhards-Hunderace“ geht hervor, daß Schumacher wohl in der 3. Generation mehrmals Hospizhunde einkreuzte, sonst aber eine rigorose Inzucht trieb und offenbar von der 3. Generation weg nur noch mit stockhaarigen Hunden züchtete.

Schumacher stand in ständigem Kontakt zum Hospiz, sein Zuchtziel war die Rekonstruktion des alten Barrytyps. Ab 1862 verkaufte er regelmäßig Hunde nach England, den USA und auch nach Rußland. Der Rüde Apollo ging 1881 für 2000 Dollar nach Amerika, er ist im Metropolitan Museum als Stopfpräparat zu sehen.

Während Schumacher beharrlich an einer Wiedergeburt des alten Barry arbeitete, folgten die anderen Züchter dem Zeitgeist und züchteten Hunde mit schweren Köpfen, mit stark vom Hirnschädel abgesetzten, breiten und kurzen Schnauzen und mit mehr oder weniger starkem Vorbiß, also „rachitische Wasserköpfe“, wie Dr. Künzli diese Hunde nannte.

Alles, was irgendwie einem Bernhardiner glich, war für die Zucht gut genug. So schreibt Dr. Th. Künzli über die Bernhardiner an der Ausstellung in Thun vom 12. bis 14. August 1899:

„Wir sahen unter anderem Exemplare, die ganz bedenklich mit den bravsten Metzgerhunden Ähnlichkeit hatten. Ein Krebsübel ist die Rücksichtslosigkeit, mit der die Züchter die Außerachtlassung einer richtigen Hinterhand behandeln und glauben, einzig und allein Köpfe züchten zu müssen ... , so zeigten die meisten Rüden, oft von ganz hervorragendem Typus und mit mächtigen Köpfen, mehr oder weniger miserable Hinterhand und wackeligen, unbeholfenen Gang.“

„Eine weitere Unterlassungssünde wird dadurch begangen, daß man den Hospizalbinismus in den Köpfen nicht hinauszuzüchten sich entschließt ...“

„Es ist eben keine Kleinigkeit, gegen den Strom zu schwimmen, denn die Mode hat eine große Macht“, doppelt A. Tagmann in der „Tierbörse“ nach.

Der Wirrwarr war beträchtlich. Die Meinungen, wie der echte Bernhardiner auszusehen hätte, gingen weit auseinander. An das Hospiz konnte man sich nicht halten, weil es keinen einheitlichen Hospiztyp gab. Er änderte sich

oft innerhalb kurzer Zeit, maßgebend waren die jeweils neu auf das Hospiz gebrachten Hunde, wenn der Hospizstamm wieder einmal am Erlöschen war. Die Deutschen stellten einen eigenen Standard auf, ließen den Namen Bernhardiner fallen und gaben der Rasse den Namen „Alpenhund“, und so konnte es so weit kommen, daß ein und derselbe Hund auf einer ersten Ausstellung als „Alpenhund“, auf einer zweiten als „Bernhardiner“ und auf einer dritten als „Leonberger“ jeweils einen ersten Preis gewann!

Ordnung in die Zucht kam erst nach der Anerkennung des schweizerischen Standards im Jahre 1887. Fortan blieb nun die schweizerische Zucht tonangebend, auch wenn man sich auf dem Hospiz kaum daran hielt.

Noch 1917 waren zum Beispiel auf dem Hospiz von 13 Hunden 12 Mantelhunde, und nur einer hatte Platten auf weißem Grunde. Die dunkle Maske fehlte allen. Acht Jahre später, 1925, waren alle Hunde klein, viele waren vollständig weiß, und alle hatten Ringelruten.

1890 gab Schumacher die Zucht auf. Das Publikum bevorzugte den schweren Typ mit Langhaar, von dem Schumacher nichts wissen wollte. Der heutige Zuchtbestand geht aber weitgehend auf Schumachersche Hunde zurück. Daß dennoch der alte „Küherhundtyp“ Barrys, den Schumacher angestrebt hatte, weitgehend verschwunden ist, rührt daher, weil auch Schumachers Hunde, allen gegenteiligen Behauptungen zum Trotz, keineswegs eine durchgezüchtete, reine Rasse waren. Die 36 Schädel von „Schumacher-Hunden“ oder deren direkten Abkömmlingen, die sich in der Sammlung der Albert-Heim-Stiftung befinden, zeigen eine relativ große Varianz in bezug auf Schädelform und Schädelgröße und, damit zusammenhängend, sicher



Oben:
Langhaariger St. Bernhardshund aus dem Jahre 1903. Herkunft unbekannt. (Sammlung P. Buckingham)

Mitte:
Schumacher bezeichnete die Bernhardiner im Emmental als „Utzenstorfer Rasse“. (Foto Laedrach, Jahrring 1983, Haupt, Bern)

Unten:
Ungefähr acht Wochen alte Bernhardiner toben auf der Wiese. Man beachte die gute Kopfzeichnung.

auch in bezug auf Körpergröße, Lefzen- und Wammenbildung. Diese Verschiedenheiten sind auch heute noch nicht überwunden, und was Dr. Künzli 1899 über das Gangwerk der Hunde schrieb, das könnte auch heute geschrieben sein.

DER PYRENÄEN- BERGHUND (CHIEN DE MONTAGNE DES PYRÉNÉES)

Der Patou in seiner Heimat

In seiner Heimat, den französischen Pyrenäen, wird der große Berghund seit alters her „Patou“ genannt. Er ist nicht zu verwechseln mit dem kleineren Pyrenäen-Schäferhund, dem Berger des Pyrénées.

Die Pyrenäen trennen als 450 km langes und 100 bis 150 km breites Gebirge die Iberische Halbinsel vom Rumpfe Europas ab. Ihr höchster Gipfel, der Pic d'Aneta, liegt 3404 m ü. M., also etwas über der Schneegrenze. Zwei Drittel des Gebirges gehören zu Spanien, ein Drittel zu Frankreich.

Die französischen Pyrenäen sind heute gut erschlossen und dementsprechend dicht besiedelt, Thermalbäder sind bekannte Ferienorte geworden. Der spanische Teil ist relativ dünn besiedelt, Schaf- und Ziegenzucht sind auch heute noch Lebensgrundlage für große Bevölkerungsteile. Im Mittelalter waren die Pyrenäen schwer zugänglich, so daß sich in den abgeschlossenen Tälern Lokalrassen der Hirten- und Schäferhunde entwickeln konnten.

Die großen Hunde, von Argotte de Molina und Gaston Phoebus als „Bärenhunde“ beschrieben, waren die Beschützer der Vieh- und Schafherden. Sie hatten keine Hüte- und Treiber-

funktionen zu erfüllen, wie zum Beispiel der Schäferhund, sondern waren da, um die Herden vor Dieben, Wölfen und Bären zu beschützen.

Daneben war der Patou auch, wie uns ein Dokument des Historikers Bourdet aus dem Jahre 1407 schildert, Wächter auf den Burgen, Schlössern und Stadtmauern. So vernehmen wir aus einem erhalten gebliebenen Dokument, daß die Grafen von Foix – deren bekanntester Vertreter Gaston Phoebus war, der im Jahre 1387 ein Buch über die Jagd schrieb – ihre Schlösser in Foix und in Lourdes des Nachts durch große Patous bewachen ließen, die regelmäßig einzeln oder in Gruppen, bisweilen auch in Begleitung der Wachsoldaten, auf den Mauern ihre Rundgänge machten. Als Unterkünfte standen ihnen eigene Wächterhäuschen zur Verfügung. Auch die Stadt Carcassonne wurde von solchen Hunden bewacht. Ein Relief am Narbonner Tor in Carcassonne zeigte königliche Soldaten in Begleitung von Patous. (Das Relief soll in der Revolution zerstört worden sein.)

Die wohl wichtigste Aufgabe der Hunde war aber, wie bereits erwähnt, das Beschützen der Vieh- und Schafherden auf den abgelegenen Bergweiden. Eine erste Erwähnung dieser Tätigkeit stammt aus dem Jahre 1441. Wir dürfen aber sicher annehmen, daß die Hunde diese Funktionen schon Jahrhunderte vorher ausgeübt haben, sicher schon seit der Zeit, da es in diesen Gegenden Hirten mit Rindvieh und Schafen gab.

Zum Schutze gegen die Angriffe der Wölfe und Bären trugen die Hunde bis 9 cm breite, mit 3 cm langen Stacheln bewehrte, eiserne Halskragen. Solche Halskragen – Halsbänder kann man zu diesen Dingen wohl kaum sagen – sehen wir heute noch in den Museen der pyrenäischen Städte und auch im Musée national des arts et traditions populaires in Paris. Mit etwas Glück kann der Tourist auch heute noch einen solchen Halskragen auf einem der Flohmärkte der Städte Lourdes, Argelès, Bagnères und anderen finden.

Zwei alte Anekdoten

Es wird gesagt, die Hunde des Grafen von Foix hätten jeden Landstreicher und Missetäter bereits an sei-

ner Kleidung erkannt. Wer wie ein Vagabund gekleidet war, wurde von ihnen ohne Vorwarnung sofort angegriffen. Wer jedoch wie ein Edelmann gekleidet war, blieb unbehelligt.

Ein Offizier der Schloßwache wollte die Probe aufs Exempel machen. Er kleidete sich wie ein Landstreicher und näherte sich so dem Schlosse. Die Hunde überfielen ihn wütend und warfen ihn augenblicklich zu Boden. Glücklicherweise erkannten sie ihn aber noch rechtzeitig, so daß der Mann nicht ernsthaft verletzt wurde.

Ein Dokument, das im Jahre 1391 als Anhang eines Vertrages abgefaßt worden ist, der die Erbfolge von Gaston Phoebus regeln sollte, und das sich heute noch in den Archiven des Schlosses von Foix befindet, erzählt, daß König Charles VI. seinen Cousin Phoebus auf dessen Schloß in Mazerès besuchen kam. Vor seiner Ankunft in Mazerès durchquerte der König mit seinem Gefolge eine Gegend, in der weiße Kühe mit silbernen Glocken weideten. Als Hirten verkleidete Edelleute bewachten die kostbare Herde. Große Berghunde halfen ihnen dabei. Die Hunde waren groß und stark und hatten lange Haare. Ein Stier griff plötzlich den König an. Einer der Hirten packte den Stier bei den Hörnern und drehte ihn gegen die sofort hergelaufenen Hunde. Diese packten den Stier an den Ohren und hielten ihn fest. So wurde der König vor schweren Verletzungen, wenn nicht gar vor dem Tode, gerettet.

Herkunft

Alle französischen Autoren sind sich einig, daß der große Pyrenäen-Berghund ein direkter Abkömmling der Tibet-Dogge sei. Den „Beweis“ für ihre Theorie sehen sie einmal darin, daß in den bronzezeitlichen Ausgrabungen keine Reste eines derart großen Hundes gefunden wurden. Das ist nun freilich kein Beweis. Sowohl die Ausgrabungen von bronzezeitlichen Stationen am Utoquai in Zürich, bei Font am Neuenburgersee und bei Bodman am Überlinger See förderten Hundeschädel mit Basislängen von 200 mm und mehr zutage. (Der vom Österreicher Jettles in Olmütz ausgegrabene und von ihm als *Canis f. matris optima* beschriebene Hundeschädel stammt vermutlich aus dem Mittelalter und geriet



Pyrenäen-Berghund. (Foto Gorski)

durch Zufall in bronzezeitliche Schichten.)

Den Schädel aus der neolithischen Station Font beschrieb Studer (SHSB Bd V) als von einem Hund von der Größe eines Fleischerhundes stammend, und von dem neolithischen Schädel von Bodman sagt er wörtlich: „... ich finde

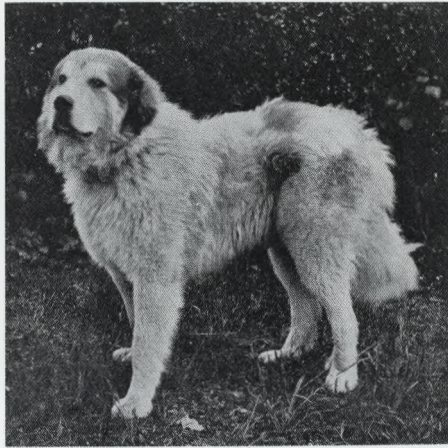
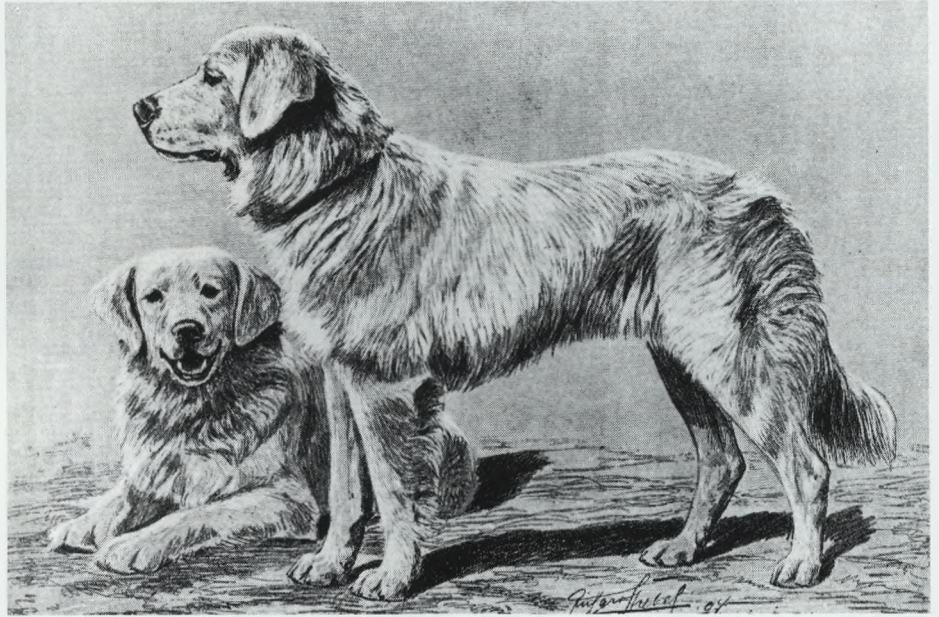
eine nächste Analogie in den großen Wolfshunden der Pyrenäen.“ (Damals wurde der große Pyrenäenhund häufig als Pyrenäen-Wolfshund bezeichnet, nicht weil er große Ähnlichkeit mit einem Wolfe hatte, sondern weil er die Wölfe von den Herden fernhalten mußte. Noch 1888 nennt der bekannte englische Kynologe Hugh Dalziel den großen Pyrenäenhund „Wolfhund der Pyrenäen“.)

Studer fährt dann fort: „Es ist nach die-

sem letzten Fund nicht unmöglich, daß hier eine Form vorliegt, welche, älter als der Bronzehund, eine Kollektivrasse darstellt, aus welcher sich nach einer Seite die Schäferhundformen, nach der andern die größeren, schweren Rassen der Pyrenäenhunde, der Abruzzenhunde und vielleicht auch der großen Alpenhunde ableiteten ...“ In der auf die Bronzezeit folgenden Eisenzeit, allgemein als Hallstattzeit bezeichnet, nimmt die Größe der Rinder

und Pferde gegenüber denjenigen aus der Bronzezeit merklich zu, und auch die Hunde erreichen die Größe von „Küherhunden“ mit Schädelbasislängen bis zu 238 mm.

Das Argument, der große Pyrenäen-hund sei ein Abkömmling der Tibet-Dogge, weil er in bronzezeitlichen Stationen fehlt, trifft zumindest für Mitteleuropa nicht zu. Zudem ist völlig ungewiß, wie groß die Tibet-Doggen der einst waren. Die ersten Importe aus Nepal erreichten knapp die Größe eines Berner Sennenhundes, waren also deutlich kleiner als ein Pyrenäen-Berghund. Ein weiterer „Beweis“ für die Abstammung des Pyrenäen-Berghundes von der Tibet-Dogge sehen die französischen Autoren darin, daß der Berghund auf alten Stichen durchweg als gelber, brauner oder gar schwarzer



Altes, leider nicht mehr datierbares Bild eines gefleckten Großen Pyrenäen-Berghundes aus schweizerischer Zucht. Die grauen Flecken auf dem Rücken, an der Flanke und auf der Keule sind deutlich sichtbar. Derart gefleckte Hunde sind heute selten zu sehen, der Standard bezeichnet aber immer noch einige farbige Flecken an der Schwanzwurzel und am Rumpf als zulässig.

Pyrenäen-Berghunde um die Jahrhundertwende. (Aus Strebel, „Die deutschen Hunde“, 1905)

fahren des Pyrenäen-hundes seien von Zentralasien, vielleicht sogar aus Sibirien, mit den Kelten nach Südwesteuropa gekommen. Sie sieht Zusammenhänge zwischen dem Berghund und den altbabylonischen Doggen.

Hilzheimer (1933) wiederum vermutet, die Römer hätten die weißen Hunde in die Pyrenäen gebracht, und sieht in ihnen enge Verwandte des St.-Bernhard-Hundes.

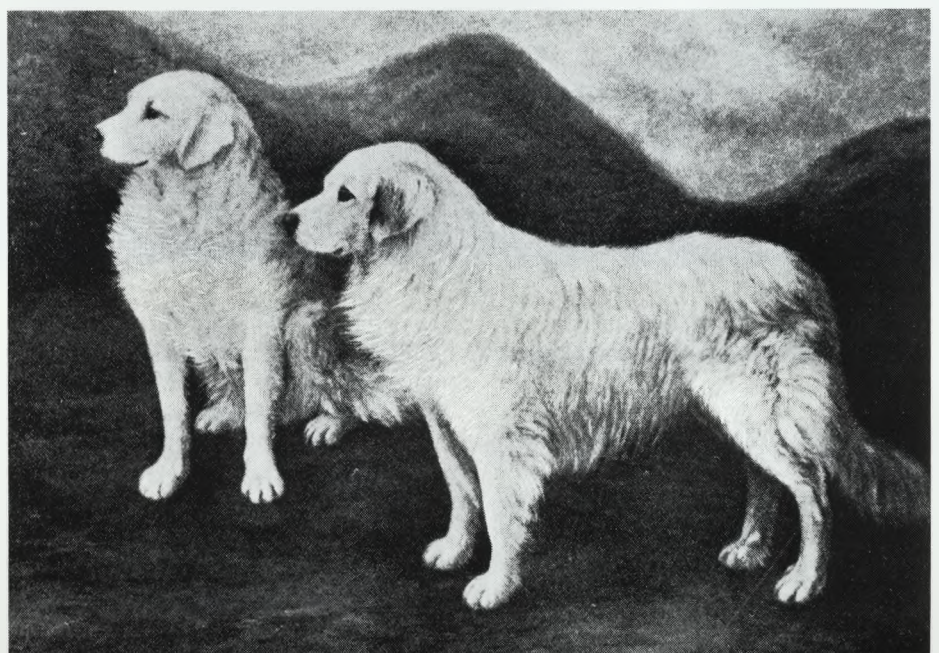
Die Herkunft aus Zentralasien vermu-

tet auch Albrecht („Zur ältesten Geschichte des Hundes“, München 1903) aufgrund ethnologischer Überlegungen. Er schreibt: „Außerdem findet sich in Europa noch eine besondere kollektive Hundebezeichnung, das im Erdteil der Indogermanen völlig einzeln stehende baskische Chakur („chakurra“). Die Basken ... werden bezeichnet als eine nicht arische, wahrscheinlich auf demselben Wege wie die Kelten und Germanen, aber schon

Chiens des Pyrénées Diane und Néron, Eig. De Mazière. (Aus Bylandt, „Hunderassen“, 1896)

Hund dargestellt wird. Im milderen Klima der Pyrenäen, so folgern sie, hätte sich die ursprüngliche schwarze Farbe der Tibet-Dogge schließlich zu Weiß gewandelt, eine Theorie, die jeglicher wissenschaftlicher Grundlage entbehrt. Wir wissen, daß die alten Hirtenvölker weiße Hunde bevorzugten, weil sich diese leicht vom Wolf unterscheiden ließen. Mit dem Klima hat aber der Wandel von dunkler Färbung zu Weiß nichts zu tun.

Francis V. Crane (The Great Pyrénées Club of America 1936) meint, die Vor-



lange Jahrhunderte vor ihnen nach Europa gekommene und von mittelasiatischen Ebenen ausgegangene Rasse ... Vergleicht man die baskische Hundebezeichnung mit denen asiatischer Sprachen, so findet man sie wohl in keiner der indogermanischen, tatsächlich aber in denen der uransässigen dravidischen Völkerschaften ... In den Sprachen jener geringen, zerstreuten dravidischen Volksreste, die in schwer zugänglichen Gebirgen und auf klimatisch nur ihnen zusagenden Hochebenen bis heute ihr Dasein fristen, begegnet uns das baskische ‚chakurra‘ wieder ...“

R. Strebel (1905) lehnt die Theorie von der Abstammung des Pyrenäenhundes von der Tibet-Dogge ab, läßt aber die Frage offen, ob der Hund von den Basken in die Pyrenäen gebracht worden sei oder schon vor deren Einwanderung hier heimisch war. Wann und woher die Basken eingewandert sind, ist offensichtlich unklar; Forscher nehmen an, es handle sich bei ihnen um Reste



Mastín de los Pirineos Tomal Tossas, Madrid 1988. (Foto Krämer)



der iberischen Urbevölkerung, jedenfalls ist ihre Sprache nicht indogermanischen Ursprungs.

Eine Verwandtschaft des großen Pyrenäenhundes mit dem Kuvasz (den er irrtümlicherweise als Komondor bezeichnet, siehe auch „Die ungarischen Hirtenhunde“) will Strebel aufgrund

Azia du Rocher de l'Aigle, gew. 7. 10. 1985. Z. Frau M. Chabloz, Aigle; Eig. Familie Boulaz, Grattavache. Beste Hündin offene Klasse; französische Züchtersausstellung 1987.

der großen Ähnlichkeit der beiden Rassen nicht ausschließen, meint jedoch, eine Verwandtschaft mit der Tibet-Dogge, wie sie Dr. Albrecht aufgrund sprachwissenschaftlicher Überlegungen nachweisen wollte, sei eher unwahrscheinlich. Auf jeden Fall, sagt er, handelt es sich um eine sehr alte Hunderasse. Fassen wir alle die verschiedensten Meinungen zusammen, so müssen wir auch hier, wie so oft, erkennen, daß der Ursprung des großen Pyrenäenhundes völlig im dunkeln liegt und vermutlich nie restlos geklärt werden kann.

Der Seigneur im weißen Fell

Im Jahre 1675 begleitete Mme de Maintenon, die Mätresse Ludwigs XIV., den Dauphin (Thronfolger) zu einer Kur nach Barège in den Pyrenäen. Auf einem Spaziergang begegnete ihnen ein sehr schöner Patou. Der Dauphin wünschte, einen solchen Hund mit nach Paris zu nehmen, deshalb erwarb er einen acht Monate alten Hund, der dann an den Hof von Paris kam und dort für einiges Aufsehen sorgte. Fortan war nun der Patou der Hund der französischen Könige.

Zwei Jahre später, 1677, kaufte der Marquis de Louvois in Betponey in den Pyrenäen ebenfalls einen Patou. Der schöne Hund mit dem weißen Fell

wurde am Hofe viel bewundert. Wer Rang und Namen hatte und zudem ein Schloß mit Park besaß, der mußte nun ebenfalls einen solchen Hund haben.

Während eines Jahrhunderts, das heißt bis zur Revolution, spielte nun der Patou in Frankreich eine Doppelrolle. Einerseits war er, wie bisher, der Hund der Hirten in den Pyrenäen, andererseits aber auch der „Seigneur im weißen Fell“ auf den Schlössern des Adels und am königlichen Hof in Versailles.

Der Name „Patou“ wurde jetzt in ganz Frankreich bekannt. Die Hunde waren vorwiegend weiß, hatten aber graue und gelbe Flecken.

Keine einheitliche Rasse

Betrachtet man die Größe des Gebietes und dessen geographische Struktur, so muß man fast zwangsläufig annehmen, daß unter der Bezeichnung „Patou“ kaum eine einheitliche Rasse erwartet werden kann, sondern eine Vielfalt von Lokalschlägen, die in den abgelegenen Tälern und Hochebenen entstanden waren.

So sagt etwa Beckmann 1895: „Die oft als französische Schäferhunde bezeichneten Chiens des Pyrénées ... sind bis jetzt weder streng gezüchtet noch zuverlässig beschrieben worden ...“

Und am 20. Februar 1874 erschien in der „Revue d'acclimatation“ ein Artikel über die Pyrenäenhunde, aus dem wir die wichtigsten Stellen wörtlich zitieren wollen:

„Es existieren in den Pyrenäen mehrere Typen des großen Pyrenäenhundes, unter anderen zwei gut unterscheidbare Rassen. Die eine, die man bezeichnen kann als Chien des Pyrénées occidentales (Westpyrenäenhund) ist hauptsächlich in der Umgebung von Bagneres-de-Bigorre verbreitet, sie hat eine breite Schnauze mit hängenden Lippen, runde Ohren, das Haar ist leicht gekräuselt, weiß mit schwarzen Flecken; sie scheint zum großen Teil der Stamm der großen Hunde zu sein, die, unter dem Namen Neufundländer beschrieben, in ganz Frankreich stark verbreitet sind.

Der zweite Typ ist der Chien des Pyrénées orientales (Ostpyrenäenhund), er ist groß, von eher schlanker Gestalt, die Schnauze ist zugespitzt, die Ohren

spitz und fallend, das Fell weich, seidig und dicht, schneeweiß mit grauen oder milchkaffeebraunen Flecken, die vor allem im Gesicht und an den Ohren vorhanden sind. Im letzteren Falle hat er ein schwärzliches Band über jedem Auge, oft ist das Auge aber auch völlig von Weiß umgeben.

Dieser Typ, der schönste von allen Wachhunden Frankreichs, ist überdies, wie alle Berghunde, bemerkenswert durch seine Wachsamkeit und Kraft. Er war früher verbreitet in den Regionen der Pyrenäen, die an das Département Ariège und an die Republik Andorra grenzen, aber heute scheint er sehr selten zu sein, wenn er nicht gar schon ausgestorben ist; vielleicht existieren noch einige in den spanischen Bergen.“

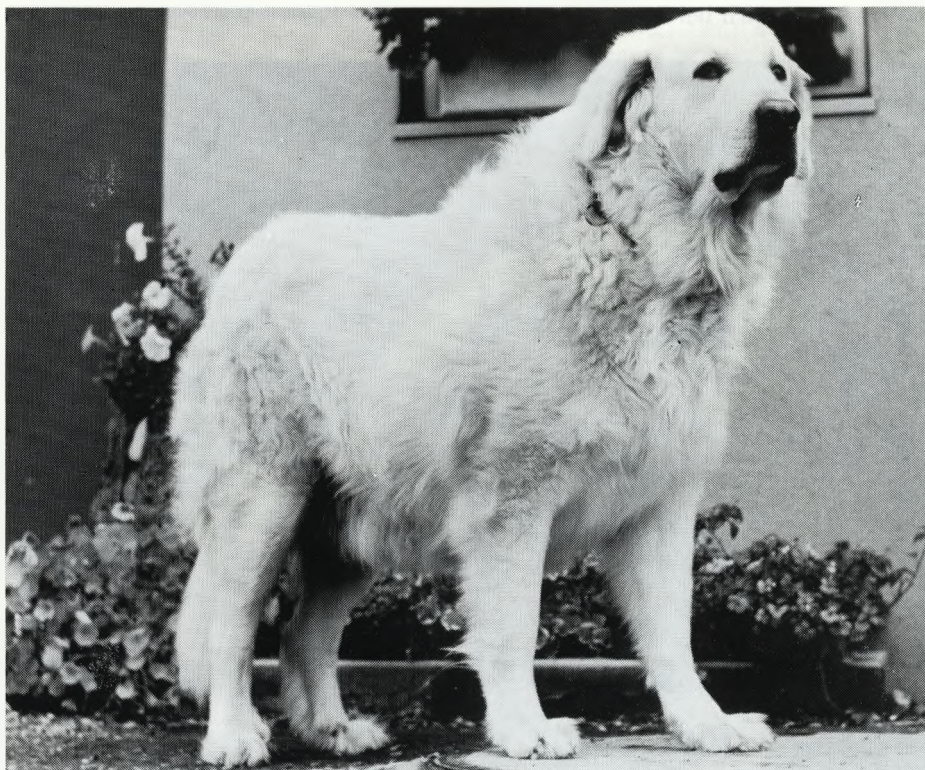
Von zwei Varietäten des großen Pyrenäenhundes schreibt übrigens schon Ende des 16. Jahrhunderts der Agromom Olivier de Serres in seinem Werk

das weiche Haarkleid und die starke Stimme. Er erwähnt die Arbeit der Hunde als Wächter der Viehherden und als deren Verteidiger gegen Bären und Wölfe.

Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts französische Kynologen damit begannen, den großen Pyrenäenhund rein zu züchten, schien der Hund in seiner engeren Heimat, den Pyrenäen, schon recht selten geworden zu sein.

Der Patou im 19. Jahrhundert

Mit dem Verschwinden der beiden Schafräuber Wolf und Bär im 19. Jahrhundert verlor der große Hirtenhund weitgehend seine angestammte Aufgabe. Die Zahl der Hunde



Myriame de Pontoise 129017, LOF 1169, gew. am 12. Februar 1963, Z. A. Delattre, Pontoise (F), Eig. Gertrud Sommer, Zofingen.

„Théâtre d'agriculture et message des champs“. Er berichtet von einem Hund im hellen Haarkleid für die Schafweiden und einem Haushund mit dunklem Haar. Beide Hunde beeindruckten durch ihre Größe, den mächtigen Kopf,

nahm bald stark ab. Dazu kam, daß viele Hunde nach Nordfrankreich, Belgien und England verkauft wurden, wobei auch viele Hunde zweifelhafter Herkunft als reinrassige Patous an den Mann beziehungsweise an die Frau gebracht wurden. (Wir erinnern uns an die Situation beim Bernhardiner: Als die Rasse vor allem in England populär wurde, ist mancher rotweiße Bauernhund in der Schweiz über Nacht zum



Pyrenäen-Berghund mit dachsfarbenen Ohren und vorzüglichem Nasen-, Lid- und Lefzenpigment. (Foto Eva-Maria Krämer)

reinrassigen Bernhardiner aufgerückt.)

Die Beliebtheit des Pyrenäenhundes in England wurde dadurch stark gefördert, daß Königin Victoria 1850 einen solchen Hund erwarb. Der Hund war

weiß, hatte rotbraune Flecken und hieß „Cabas“. (Es ist eine alte Tatsache, daß das Beispiel hochgestellter Persönlichkeiten große Auswirkungen auf die Hundezucht haben kann. Als zum Beispiel Präsident Lyndon B. Johnson zwei Bernhardiner aus der Schweiz erhielt, setzte in den USA ein wahrer Bernhardiner-Boom ein.) Weil der Patou ab Mitte des 19. Jahrhunderts kaum mehr eine Aufgabe bei

den Herden hatte, verlagerte sich auch der Kreis seiner Züchter.

Die Pyrenäen mit ihren Thermalquellen waren zu einem beliebten Ferientziel der Franzosen geworden. So kam es, daß die Bergführer in den zahlreichen Bädern und Sommerfrischen so nebenbei noch Patous züchteten, und „im Zentrum, dem wildromantischen Canterets, einem Orte ähnlich wie Gastein, sieht man sie ihre Produkte auf



Der massige Typ des Pyrenäen-Berghundes.
(Foto Sally Anne Thompson)

den Promenaden den Großstädtern Frankreichs feilbieten“ (Strebel 1905). „Die Hauptsache, um den Hund an den Mann zu bringen“, fährt Strebel fort, „ist die Farbe, und nur darauf richtet der Züchter sein Augenmerk. Die Französin verliebt sich in den prächtigen Pelz, und fällt ein Spiel am ‚table des chevaux‘ günstig für sie aus, schwupp! nimmt sie als Andenken eine ‚puppe‘ mit nach Hause.“

Der Patou hieß jetzt vielerorts „Führerhund“. Der Ausdruck komme, so Himburg (zitiert in Strebel) daher, „weil die Berg- und Fremdenführer die Züchter dieser Rasse sind“.

Kehren wir kurz zum Anfang des 19. Jahrhunderts zurück. Aus dem Jahre 1808 wird uns von richtigen Märkten für Hunde und Welpen berichtet. „Alle Sonntage kommen die Hirten nach Canterets auf den Marktplatz, sie sind sicher, nicht mit leeren Taschen in ihre Hütten zurückzukehren, wenn die Hunde, die sie mitgebracht haben, von reiner Rasse waren.“

Im Jahre 1815 kam ein erster Pyrenäenhund nach Amerika zu J. S. Skinner, dem Herausgeber der Zeitschrift „The Dog and the Sportsman“.

1816 berichtet Sir Walter Scott (schottischer Dichter und Schriftsteller, 1771–1832) von seinem wundervollen und über alles geliebten Hund „Maida“, einem Pyrenäenhund, der von schottischen Soldaten nach den napoleonischen Kriegen aus Spanien nach England gebracht worden war; und 1825 schickt der französische General Lafayette zwei Pyrenäenhunde seinem Freunde J. S. Skinner nach Amerika. Die Hunde waren weiß und hatten hellbraune Flecken. Sie wären „von unschätzbarem Wert für alle Schafzüchter in den Regionen, wo es Wölfe und Schafkillerhunde hat“, hieß es in Amerika.



Eher schlanker Typ mit charakteristischer, grauer Kopfzeichnung. „Ist die Kopfzeichnung vorhanden, so soll sie symmetrisch sein“, schrieb Himburg um 1900. (Foto Eva-Maria Krämer)

Volcan du Duché de Savoy, gew. 23. 1. 1984.
Eig. J. Le Guern, Viry (F). Französischer
Champion 1986.

Beginn der Reinzucht

Auf der ersten französischen Hundausstellung im Jahre 1863 war auch eine Klasse für Chiens de Montagne des Pyrénées eröffnet worden. Die zwei oder drei ausgestellten Hunde vermochten aber kein Bild der Rasse zu geben, sie waren zu uneinheitlich. Besser war es dann offenbar zwei Jahre später. Der englische Richter schrieb damals: „Die bemerkenswertesten unter den Wachhunden waren die Chiens des Pyrénées. Sie sind groß, ihr Haar ist rauh, ziemlich lang und dicht. Die Ohren fallen, das Fell ist weiß mit orange- oder ockerfarbenen oder auch grauen Flecken, vor allem am Kopf und am Hals, die Rute ist buschig, sie haben blaue Augen und doppelte Afterkrallen.“

1878 stellte ein M. Dutrey sechs Pyrenäenhunde aus, und 1882 wurden die Hunde als Chiens de Montagne à poil long ausgestellt.

Die offizielle Kynologie begann sich für die Rasse zu interessieren. Es erschienen Abhandlungen über sie von A. Brehm, dem Grafen H. v. Bylandt, Pierre Mégnin, dem Engländer Hugh Dalziel, dem Deutschen Himburg u. a. Ein großer Förderer der Rasse wurde dann Theodor Dretzen. Zusammen mit dem Grafen H. v. Bylandt bereiste er die Pyrenäen kreuz und quer auf der Suche nach typischen Berghunden. Die beiden durchquerten Bergkette um Bergkette, Tal um Tal, doch von den 350 Hunden, die ihnen als Pyrenäenhunde vorgestellt wurden, entsprachen nur noch gerade 6 den Vorstellungen Dretzens von einem guten Pyrenäenhund.

Nach ihrer Studienreise gaben die beiden Kynologen folgende Erklärung ab: „Zurückgekommen aus den Regionen von Pau, Bagnères-de-Bigarre, Ba-



Boris du Bois doré, gew. 10. 8. 1983. Z. und
Eig. Frau S. Philipp, Granges/Romont.



Hund mit dachsfarbenen Abzeichen an den Ohren. (Foto Eva-Maria Krämer)

gnères-Luchon, Lourdes, Gavarnie, Cauterets und Argelès-Gazost in den Pyrenäen, die wir aufgesucht hatten, um an Ort und Stelle die wichtigsten und besonderen Merkmale, die dem reinrassigen Chien des Pyrénées eigen sind, zu prüfen, sind wir nach Prüfung aller uns gezeigten oder uns begegneten Tiere in der Lage zu behaupten und zu versichern, daß die Hunde aus Argelès die ursprünglichsten sind, und daß nur noch dort reinrassige Chiens des Pyrénées zu finden sind.“

Dieser Bericht endet vermutlich etwas zu pessimistisch, es gab Ende des 19. Jahrhunderts noch mehr als nur gerade sechs gute Pyrenäenhunde. (Aus Duconte und Sabourmand, 1964).

Th. Dretzen, angetan von der Schönheit der großen Hunde, erwarb sich einige der besten, die dann den Grundstein seiner Zucht unter dem Zwingeramen „Zaila“ in Bois-Colombes vor den Toren von Paris bildeten. Sein Zwinger war der „hygienischste, der praktischste und der schönste, den es

bis heute gegeben hat“, schwärmt Duconte in seinem Buch über den Pyrenäenhund. Hier hielt Dretzen über ein Dutzend Pyrenäenhunde, die von einem alten Sergeant der Gebirgsjäger betreut und jeden Tag drei Stunden ausgeführt wurden. Zur Ausstellung in Paris führte Dretzen seine Hunde in einem großen Wagen, der mit Tüchern ausgeschlagen war, damit sich die Hunde nicht beschmutzten. Wenn er mit ihnen aufs Land fuhr, mietete er für die Hunde zwei Abteile in der Eisenbahn, und in den Hotels, in denen er abstieg, mietete er zwei Zimmer extra für seine Hunde!

Offenbar auf Veranlassung der beiden Kynologen Dretzen und v. Bylandt wurde 1907 unter dem Präsidium von M. E. Byasson in Argelès der „Club du Chien des Pyrénées“ gegründet, und im selben Jahre entstand in Cauterets unter dem Grafen de la Chevrelière ein Konkurrenzclub mit dem Namen „Pastour Club“. Letzterer brachte noch im Gründungsjahr auf einer Ausstellung 53 erwachsene Rüden zusammen, eine Zahl, die seither nie mehr erreicht worden ist. 1907 stellte jeder der beiden Clubs eigene Standards für die Rasse auf.

Schon drei Jahre vorher, 1904, hatte Strebel nach den Angaben Himburgs einen ersten Standard verfaßt. Er gibt darin Größen zwischen 65 und 75 cm bei einem Gewicht von 60 bis 70 kg an. Das seidenweiche Fell sollte schneeweiß sein, graue oder gelbe Flecken an den Ohren waren erlaubt. (Himburg hatte in seinem Bericht geschrieben: „Der Geschmack der Pariser und Bordeauxer Kynologen verlangt graue uncoupierte Behänge. Ist die Kopfzeichnung vorhanden, so soll sie symmetrisch sein. Einzelne graue Flecken kommen auch am Körper vor, bevorzugt werden aber die rein weißen Hunde.“)

Als grobe Fehler bezeichnet Strebel einen zu großen, zu groben und zu schweren Kopf, helle Nase und helle Augen, krumme Läufe, Kuhhessigkeit und offene Pfoten, zwei Fehler, auf die Himburg ganz besonders hingewiesen hat. Die beiden französischen Standards deckten sich nicht in allen Punkten. Das war dem Fortschritt der Zucht der Rasse kaum förderlich, im Gegenteil, es fehlten klare Richtlinien über das Zuchtziel, die für den Aufbau dringend notwendigen Kräfte zersplitterten sich; Dr. Luquet spricht bezeichnenderweise von „Eintagsfliegen“. Immerhin gewann aber der Rüde „Porthos“ im Jahre 1911 den Preis des Präsidenten der Republik für den schönsten Hund Frankreichs.

Der Erste Weltkrieg brachte einen empfindlichen Rückschlag in der Zucht. Viele Hunde wurden getötet, die überlebenden waren schlecht ernährt und erreichten deshalb die erwünschte Größe nicht mehr.

Nach dem Ersten Weltkrieg

Nach Kriegsende war es dann vor allem Senac-Lagrange, der die Freunde des Patous wieder sammelte und der dann auch während Jahrzehnten die tonangebende Persönlichkeit unter den Züchtern war. Auf sein Betreiben hin gründeten 1923 einige Liebhaber der Rasse in Lourdes die Réunion des amateurs du Chien des Pyrénées II. Ihr Ziel war, die Zucht des großen Pyrenäenhundes systematisch in die Hand zu nehmen und rationell zu betreiben.

Der Standard von 1907 wurde überarbeitet und der Club der Société centrale canine de France angeschlossen. Die Aufgabe, die sich Senac-Lagrange und die „Réunion“ gestellt hatten, war freilich schwierig und zu Beginn recht undankbar. Es fehlten die finanziellen Mittel, um die Unwissenheit und auch die Sorglosigkeit der Züchter wirksam zu bekämpfen.

Selbst noch in den dreißiger Jahren gingen die Ansichten der Züchter in bezug auf Größe und Farbe der Rasse auseinander. Die meisten Züchter im Flachland bevorzugten einen großen Hund, der den Eindruck von Kraft und Ausdauer vermitteln sollte. Die Züchter in den Bergtälern dagegen bevorzugten einen eher leichten Typ, der jedoch nach der Meinung des Amerikaners Will S. Monroe eine Verschlechterung der Rasse bedeutete, hervorgerufen durch Inzucht und schlechte Ernährung. Die Verfechter des leichten Typs begründeten ihre Meinung – wohl mit einigem Recht – damit, daß der leichte Hund beweglicher sei als die schweren Typen. Doch auch Dretzen und Senac-Lagrange plädierten für den schweren, „majestätischen“ Hund.

Auch in der Frage der Farbe war man sich uneinig. Die einen sagten, der typische Hund sei vollständig weiß, andere meinten, daß er wohl vorwiegend weiß sein sollte, daß aber dachsfarbige, gelbe oder andersfarbige Anzeichen am Kopf und an der Rutenwurzel typisch für den großen Pyrenäenhund seien.

Die gefleckten Hunde waren in den dreißiger Jahren offenbar in der Mehrzahl. Monroe stellte nach dem Besuch von einem halben Dutzend Ausstellungen in Frankreich fest, daß von 50 ausgestellten Hunden wohl die Hälfte rein weiß war, nach seiner Erfahrung hätten aber in Wirklichkeit neun Zehntel der Hunde dachsfarbene, graue und gelbe Flecken.

Die Situation rund um die Zucht des Pyrenäenhundes wurde noch verschlimmert durch die Geschäftstüchtigkeit einiger Züchter, denen es nur darum ging, Hunde zu produzieren und möglichst teuer zu verkaufen, die sich aber sonst um eine Verbesserung der Rasse wenig oder nicht kümmerten.

Senac-Lagrange beurteilte die Zukunft der Rasse im Jahre 1927 recht pessimistisch. „Es ist ohne Zweifel so, daß die Rassenhunde, so gut durchgezüchtet sie auch sein mögen, ohne die Hilfe von kynologischen Liebhabergruppen, Ras-

seklubs genannt, nicht überleben können. Welches Schicksal mag nun dem „Seigneur im weißen Fell“ drohen? Wahrscheinlich dasselbe wie allen großen Hunderassen.

In einer Zeit, da die Eigenschaften des Wach- und Schutzhundes immer weniger gefragt werden, ist leider festzustellen, daß trotz aller Bemühungen, den Chien des Pyrénées bekannt und beliebt zu machen, die Rasse wenig Aussicht auf eine blühende Zukunft hat.

Außerhalb seines Ursprungslandes wird der Hund in den Händen einer ehrgeizigen Elite bleiben, deren einziges Ziel es ist, diesen wunderbaren Hund zu besitzen und seine ursprüngliche Schönheit zu bewahren.“

Der Standard verlangt immer noch doppelte Afterkrallen. Sie sind nicht nur häßlich, sie behindern den Hund beim Gehen und sind oft schuld an kühessiger Stellung und schlechtem Gangwerk. (Foto Sally Anne Thompson)

Heute

Glücklicherweise hat sich seine pessimistische Prophezeiung nicht erfüllt. Der Hund hat sich einen festen Platz in der Kynologie erobert, davon zeugen die Meldezahlen auf allen europäischen Ausstellungen. Zu einer Championnats-Ausstellung in Paris erscheinen heute regelmäßig an die 40 große Pyrenäenhunde. Auch in England, wo 1885 der erste Pyrenäenhund beim Kennel-Club registriert und auf der Ausstellung im Crystal Palace gezeigt worden ist, hat die Rasse, dank der Initiative von Mrs. Harper, eine beachtliche Verbreitung gefunden. Zu großen englischen Ausstellungen kommen bisweilen bis 80 große Pyrenäenhunde, weit mehr, als dies in Frankreich der Fall ist.

Klubs für Pyrenäen-Berghunde gibt es heute in vielen europäischen Ländern, und auch in den USA besteht seit den dreißiger Jahren ein Club, und eine erste Monographie der Rasse ist hier im Jahre 1936 von Mrs. Francis B. Crane erschienen.

Doch blenden wir nochmals kurz zu-



rück: Der Zweite Weltkrieg setzte der Rasse stark zu. Der Zuchtbestand war nach dem Kriege arg zusammengeschnitten, und einige französische Züchter erwogen zur Blutauffrischung und Verbreiterung der Zuchtbasis, andere „Berghunde“ einzukreuzen.

Getreu der Theorie von Senac-Lagrange, daß Pyrenäenhunde und Leonberger Abkömmlinge des gleichen Stammes seien, schien ihnen eine Kreuzung Patou × Leonberger am sinnvollsten zu sein. Ob der Versuch dann auch stattgefunden hat und wie die Ergebnisse ausgefallen sind, ist mir nicht bekannt.

Kreuzungen mit St. Bernhardshunden brachten jedenfalls nicht die gewünschten Erfolge, die Kreuzungstiere hatten durchweg zu schwere Köpfe.

Ein Problem der heutigen Zucht scheint, wie C. Douillard in „Chien 2000“ schreibt, die Sucht einiger Züchter nach möglichst großen und massigen Hunden zu sein. Es gibt Züchter, die sich damit brüsten, Hunde von 90 kg Gewicht zu haben. „Züchter, wechselt eure Hunde nicht mit Mastochsen!“ ruft er ihnen zu, „90 kg sind 30 oder 20 kg zuviel! Es ist besser, mit einem guten Rüden von 70 bis 72 cm Risthöhe zu züchten als mit einem Kalb von 80 cm.“

Die Warnung ist ernst zu nehmen. Der Hang zum „Gigantismus“ ist heute bei einigen Züchtern großer Hunderassen unverkennbar da. So sagte vor nicht allzu langer Zeit ein spanischer Züchter von Mastínos Español auf einer Hundeausstellung in Basel voller Stolz, er hätte zu Hause keinen Hund, der weniger als 100 kg wiege! Arme Hunde, kann man da nur sagen.

Der große Pyrenäenhund soll wohl groß, aber nicht zu schwer sein und trotz seiner Mächtigkeit eine gewisse Eleganz aufweisen. Er war einst ein beweglicher und ausdauernder Hirtenhund und soll nun nicht zum verfetteten Prestigeobjekt verkümmern.

Beziehungen zu anderen Rassen

Neufundländer

In den Jahren 1506 bis 1662 sollen baskische Fischer und französische Auswanderer aus der Bucht von Biskaya Pyrenäenhunde mit nach Neufundland genommen haben. Als bekannt gute

Wächter hatten sie hier die Niederlassungen der Siedler zu bewachen und zu beschützen. Hier in Neufundland sollen sich die Pyrenäenhunde mit Retrievern und später auch mit englischen Settern, die von englischen Siedlern ins Land gebracht worden waren, gekreuzt haben, und aus solchen Kreuzungen seien dann der gefleckte Landseer und der schwarze Neufundländer entstanden.

Wieweit man diesen Theorien, die offensichtlich durch keine schriftlichen Quellen gestützt werden, Glauben schenken darf, bleibe dahingestellt. Daß im Landseer und im Neufundländer Pyrenäenblut fließen könnte, kann jedoch nicht ausgeschlossen werden.

St. Bernhardshund

Verschiedene ältere Autoren reden von Einkreuzungen von Pyrenäenhunden in die Bernhardiner. Vero Shaw („The Book of the Dog“, 1879) sagt jedoch wohl zu Recht: „... das sind Mutmaßungen, die auf Hörensagen fußen.“ In den Akten des Hospizes auf dem Großen St. Bernhard findet sich jedenfalls kein Hinweis auf eine derartige Einkreuzung.

Das will freilich nun nicht sagen, daß später, als der Bernhardiner „in Mode kam“, einzelne Züchter derartige Zuchtversuche nicht unternommen hätten – dies besonders dann, als der Langhaar-Bernhardiner begann, dem Kurzhaar den Rang abzulaufen, und für langhaarige St. Bernhardshunde zum Teil horrenden Preise bezahlt wurden. Weil man aber gleichzeitig beim Bernhardiner mehr und mehr den Doggentyp mit dem schweren Kopf und der stumpfen Schnauze bevorzugte, konnten Kreuzungen mit Pyrenäenhunden wohl kaum die Bernhardinerzucht maßgeblich beeinflusst haben.

Leonberger

Duconte und Sabouraud haben eine eigene Theorie über den Zusammenhang zwischen Pyrenäenhund und Leonberger aufgestellt. Sie nehmen einen gemeinsamen Urahnen der beiden Rassen an, denn, so sagen sie, man finde einen ganz ähnlichen Hund auf den Hochebenen Anatoliens und Mazedoniens. Sie hätten derartige weiße, mit gelben und grauen Flecken markierte, 70 bis 75 cm große Hunde bei den Hirten in Anatolien gesehen. Ihr Benehmen, die Art, ihre Rute zu tragen, ihre tiefe Stimme und die Art und Weise, wie sie die Herden bewachten, seien genau

gleich gewesen wie beim Pyrenäenhund.

Aus dieser Beobachtung schließen die beiden Autoren, Pyrenäenhund und Leonberger seien gleichen Ursprungs und aus Asien über die Türkei und den Balkan nach Europa gekommen.

Eine Verwandtschaft zwischen Pyrenäenhund und Leonberger scheint nun tatsächlich zu bestehen, wohl aber kaum über einen gemeinsamen Ahnen aus Asien.

Essig, der Herauszüchter des Leonbergers, wollte ganz bewußt einen großen „löwenhaften“ Hund züchten und kreuzte zu diesem Zwecke große, langhaarige Hunde verschiedenster Herkunft miteinander, so zum Beispiel Bernhardiner mit Landseern und diese Mischlinge dann wiederum mit großen Pyrenäenhunden.

Daß er sich der Pyrenäenhunde bediente, wie von zeitgenössischen Autoren verschiedentlich erwähnt wird, scheint mir durchaus plausibel zu sein, waren doch Essigs Hunde anfänglich silbergrau oder weiß mit grauen und gelben Flecken, die „Löwenfarbe“ setzte sich erst allmählich in der Zucht des Leonbergers durch.

DER MASTÍN DE LOS PIRINEOS

Auf der spanischen Abdachung der Pyrenäen kommt der Pyrenäen-Berghund unter dem Namen Mastín de los Pirineos vor. Ohne Zweifel handelt es sich beim französischen Chien de montagne des Pyrénées und beim Mastín de los Pirineos um ein und dieselbe Form des großen Berghundes (Hirtenhundes), die einst überall in Europa und weit darüber hinaus verbreitet war, wo Vieh und Schafe im Gebirge geweidet wurden.



Pyrenäen-Berghund mit gutem Nasen-, Lid- und Lippenpigment. Reinweißer Hund ohne graue Abzeichen an den Ohren. (Foto Sally Anne Thompson)

Der Kynologe R. Leighton („The Book of the Dog“, 1911) meint, die Hunde auf der spanischen Seite der Pyrenäen seien ursprünglich alle weiß gewesen, graue und gelbe Flecken hätten nur die französischen Patous gehabt. Dr. Lu-

quet (1985) ist da gegenteiliger Ansicht. Nach ihm unterscheiden sich die Hunde auf der spanischen Seite nur in wenigen Punkten von denjenigen Frankreichs. Nach ihm sind die „Spanier“ weniger „erhaben“, ihr Fell ist düftiger, oft geradezu kurzhaarig, die gelben Abzeichen sind intensiver, oft orangefarbig, die dachsfarbenen fast schwarz. Der Schädel ist gewölbter, der Kopf auf den Seiten mehr gerun-

det. Die Geschichte des spanischen Mastín de los Pirineos deckt sich wohl weitgehend mit derjenigen des französischen „Patous“. Massige Hirtenhunde, die die großen Schaf- und Rinderherden vor den Angriffen der Wölfe und der Bären zu beschützen hatten, gab es nachweislich schon vor mehr als 3000 Jahren auf der Iberischen Halbinsel. Sie begleiteten die Wanderherden von einem Weidegrund zum andern,

eine eigentliche Hütefunktion wie einem heutigen Schäferhund kam ihnen nicht zu.

Die großen Herden – sie umfaßten jeweils an die 1000 Schafe – wanderten, jahreszeitlich bedingt, von Norden nach Süden und umgekehrt und von den höher gelegenen Weiden in die Niederungen. Erste Gesetze über diese Wanderherden erließ bereits der Westgoten-König Eurioch im Jahre 504. Den Wanderherden war es gestattet, die politischen Grenzen – das heutige Spanien zerfiel bis Ende des 15. Jahrhunderts in viele kleine politische Territorien – zu überschreiten, ungeachtet der vielen Fehden der Landesfürsten.

Die Hunde, die die Herden begleiteten, waren wohl alle vom gleichen Schlage, je nach Herkunft unterschied man aber Mastíns aus Aragon, Mastíns aus Navarra, Mastíns aus La Mancha, Mastíns aus Estremadura, Mastíns aus Kastilien und León und Mastíns aus den Pyrenäen. Ab 1946 begannen die Spanier die einzelnen Typen zusammenzufassen. Die Kurzhaarigen wurden zum Mastín Español zusammengefaßt, die Langhaarigen aus dem Norden faßte man zum Mastín de los Pirineos zusammen.

Obschon es sich ursprünglich um den gleichen Hund handelte, haben sowohl Spanien wie Frankreich getrennte Standards aufgestellt und bei der FCI deponiert.

PORTUGIE- SISCHE HIRTENHUNDE

Drei Rassen

Die FCI anerkennt heute drei portugiesische Hirtenhunderassen, nämlich den **Cão da Serra da Estrela** in einer kurzhaarigen (lies stockhaarigen) und einer langhaarigen Varietät,



dann den **Cão de Castro Laboreiro** und den **Rafeiro do Alentejo**.

Große Hütehunde zum Schutze der Schaf- und Rinderherden gab es wohl auf der Iberischen Halbinsel seit der Zeit, da hier Menschen ihr Vieh weideten, und weil sich Bär und Wolf auf der gebirgigen Halbinsel länger halten konnten als in Westeuropa, hatten diese Hunde hier noch ihre Aufgabe, als man in Westeuropa längst dazu

übergegangen war, die großen „Schaf-rüden“ durch leichtfüßige, lenkbarere und auch weniger gefräßige Schäferhunde zu ersetzen.

In der älteren Literatur finden wir über die Iberischen Hütehunde so gut wie keine genaueren Angaben. Beckmann erwähnt wohl den Hirtenhund von Afghanistan, von den viel näher beheimateten Hütehunden auf der Iberischen Halbinsel weiß er jedoch nichts.



Strebel beschreibt den „Pyrenäen-hund“, doch damit meint er offensichtlich den Chien de Montagne des Pyrénées. Walter (Der Hund, 1817) beschreibt große, zottige und starke Hunde, von denen er durch Soldaten gehört hatte, die in Spanien gedient hatten. Selber hat er diese Hunde jedoch nicht gesehen, und so weiß man denn auch nicht, ob er mit diesen Hunden nicht den Mastín de los Pirineos meint. Dr. Albrecht (Zur ältesten Geschichte des Hundes, 1913) erwähnt in seiner Deutung der altbabylonischen Hundenamen einen „baskischen Hund“, beschreibt ihn aber nicht näher.

Es kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß die drei heute von der FCI anerkannten portugiesischen Hirtenhunde gleichen Ursprungs sind und als Lokalvarianten ein und derselben Hütehundeform zuzuordnen sind.

Im Sommer weideten die Herden im Estrela-Gebirge, im Winter zogen sie in die tiefer gelegenen Weidegründe. Diese Wanderungen erfolgten auf seit Jahrhunderten gleich gebliebenen Wanderwegen. Hunde wurden oft gegen Weideerlaubnis getauscht, und so blieben Hirtenhunde aus dem Estrelagebirge als Hofwächter in den Ebenen. Interessant mag in diesem Zusammenhang auch die Mitteilung des römischen Schriftstellers Marius Terentius Varro († 27 v. Chr.) sein. Zu seiner Zeit war beim Verkauf einer Schafherde der sie begleitende Hund im Preis inbegriffen. Die Schäfer kehrten ohne ihre Hunde nach Hause zurück. Oft aber verließen diese Hunde ihren neuen Herrn und kehrten auf eigene Faust wieder in ihre alte Heimat zurück. Möglicherweise herrschten auf der Iberischen Halbinsel zur Zeit der römischen Besetzung ähnliche Handelsbräuche, die zu einer steten Durchmischung der Hundepopulationen beitragen mußten.

Woher diese Hirtenhunde ursprünglich kamen, ist nicht feststellbar. Ältere Quellen nehmen an, daß sie von den Basken auf ihrer Wanderung aus der innerasiatischen Heimat nach Westen mitgeführt worden sind. Das ist durchaus möglich, aber heute nicht mehr zu beweisen.

Am besten bekannt von allen drei Rassen ist der Cão da Serra da Estrela. Er ist auch der einzige, der in einer nennenswerten Zahl heute außerhalb seiner Heimat, vor allem in England, Holland und Amerika, gezüchtet wird. Über ihn existiert denn auch eine aus-

führliche Monographie von Roger F. Pye, einem in Portugal lebenden Engländer, der sich dort intensiv mit der Zucht und der Geschichte dieser urtümlichen Hunderasse befaßt. Dank seiner leider nur in kleiner Auflage erschienenen und deshalb bereits vergriffenen Schrift sind wir heute über den Stand der Zucht dieser Rasse sehr gut unterrichtet, während über die beiden anderen Rassen kaum nennenswerte Publikationen zu finden sind.

DER CÃO DA SERRA DA ESTRELA

Charakter

In seiner Einleitung beschreibt der Rassestandard den Charakter dieses urtümlichen Hirtenhundes recht anschaulich:

„Untrennbarer Freund des Schäfers und treuer Wächter. Er bekämpft heftig die Feinde seiner Herden, sei es Wolf oder Dieb. Ein wundervoller Beschützer der Bauernhöfe und Wohnhäuser, auch ein guter Begleithund. Man kann ihn leichtere Lasten ziehen lassen. Ein Landhund, kompakt, aufmerksam und majestätisch. Ruhig, aber mit lebhaftem Gesichtsausdruck. Imposant und beeindruckend ist seine Schärfe gegenüber Fremden, ebenso wie sein Gehorsam gegenüber dem Schäfer, seinem Herrn.“

Man mache sich aber hier keine falschen Vorstellungen. Die Erziehung eines solchen Hundes erfordert einiges an Durchsetzungsvermögen. Der Cão da Serra da Estrela ist ein Hund, von dem seit jeher eine gewisse Selbständigkeit gefordert wurde, seine Unterordnungsbereitschaft kann deshalb keineswegs mit derjenigen eines Deut-

Der Farbe ihrer Hunde maßen die Hirten ursprünglich keine große Bedeutung bei. Heute anerkennt der Standard für den Cão da Serra da Estrela nur noch die Farben gelb, braun, wolfgrau, auch gestromt; weiße Abzeichen sind erlaubt, eine dunkle Gesichtsmaske erwünscht. (Foto Eva-Maria Krämer)

schen Schäferhundes verglichen werden.

Heuillet (Tous les chiens, 1934) ist einer der wenigen kynologischen Schriftsteller, die in ihren Werken dem Cão da Serra ein paar wenige Zeilen gewidmet haben. Er nennt ihn den eigentlichen portugiesischen Nationalhund, der dem Chien de Montagne des Pyrénées und dem Mastín de los Pirineos auffallend ähnlich sei. „Er ist ein herrliches Tier und übermittelgroß. Sein Haar ist wolfsgrau, auf der Unterseite des Körpers gelblich oder milchkaffeebraun. Er ist Begleiter und Führer der Herden. Man findet ihn hauptsächlich in der gebirgigen Gegend der Provinzen Béira-Alta und Béira-Baixa. Der Standard ist durch das portugiesische Stammbuch anerkannt, aber noch nicht publiziert.“

Zu dieser Beschreibung gibt Heuillet ein von Lagarrigue gezeichnetes Bild, das einen einem Leonberger ähnlichen Hund zeigt, mit ziemlich kurzem Langhaar, kleinen Hängeohren und einem flachen primitiven Schädel, wie ihn seinerzeit die schweizerischen „Küherhunde“ aufwiesen.

Heimat und soziales Umfeld

Zwischen dem Douro und dem mittleren Talabschnitt des Tejo liegt in der alten Provinz Béira das Estrela-Gebirge als westlichste Fortsetzung des Kastilischen Scheidegebirges. Der höchste Gipfel erhebt sich 1991 m ü. M. Während der Eiszeit haben die Gletscher hier tiefe Trogtäler und ausgedehnte Karrenfelder (zerklüftetes Gelände) geformt. Zwischen der Stadt Guarda und der portugiesisch/spanischen Grenze liegt die flache Meseta (Meseta = der Tisch), die sich auf rund 1500 m ü. M. über 80 km² erstreckt. Der Sommer ist hier relativ warm, aber dennoch rau und den Winden aus dem Atlantik ausgesetzt, die die Ursache dafür sind, daß im Estrela-Gebirge am meisten Regen fällt (2951 mm; zum Vergleich: Lissabon 726 mm und Lagos in der Algarve nur 560 mm). Der meiste Niederschlag fällt in den Monaten Oktober bis März, schneien kann es noch im Mai.

Die große Niederschlagsmenge und die relativ hohen Sommertemperaturen begünstigen einen guten Graswuchs.

Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts schrieb Luis Cardoso, der Vikar von Manteiga, daß auf den ausgedehnten Hochflächen des Estrela-Gebirges im Sommer mehr als 8000 Menschen mit mehr als 40000 Schafen in primitiven Unterkünften leben. Die Schafhirtenfamilien lebten in dörflichen Gemeinschaften an den Abhängen der Serra, pflanzten etwas Roggen und weideten hier ihre Schafe und Ziegen, bis der erste Schnee fiel. Im Herbst zogen sie auf die tiefer gelegenen Winterweiden.

Diese alljährlichen Wanderungen auf oft jahrhundertealten Wanderwegen hießen in Portugal „transumancia“. Sie folgten offensichtlich den alten römischen Wegen. Der Aufbruch war von Dorf zu Dorf verschieden festgelegt. Jede Schäfergemeinschaft hatte ihr bestimmtes Abreisedom. Die von Verdinhos z. B. zogen los, „wenn die Kastanien fielen“; die von Valecum an Allerheiligen (1. November), die von Vide Monte nach dem Franziskustag (3. Oktober) und die von Sabugeiro schon nach dem Michaelstag (29. September).

Die meisten zogen in die Beira-Baixa. Hier blieben sie bis zum März. Einige überquerten auch noch den Tejo und drangen tief ins Alentejo hinein. Andere Gemeinschaften wanderten nordwärts und überquerten den Douro, und einige wenige zogen westwärts auf die Weiden im Tal des Montego. Die täglichen Wanderstrecken waren recht kurz, weil die Wanderzeit mit der Lammzeit der Mutterschafe zusammenfiel. So begann z. B. eine Herde mit 215 Mutterschafen ihre Wanderung in Guarda und erreichte 14 Tage später den Douro mit 125 Lämmern. Die Frauen und die Kinder der Schäfer blieben in ihren Dorfgemeinschaften zurück. Diese Wanderungen dauerten bis in die fünfziger und sechziger Jahre, heute sind sie weitgehend nur noch Erinnerung an vergangene Zeiten.

Die Hunde

Die alte Provinz Beira gilt als das eigentliche Herzstück Portugals und entspricht ungefähr der alten römischen Provinz Lusitania. Die Lusitanier, ein keltischer Stamm, wanderten im 7. Jahrhundert v. Chr. über die Py-

renäen in Portugal ein. Sie bilden in der Provinz Beira noch heute den Grundstock der Bevölkerung, die sich von den Galiziern nördlich des Douro und der durch viele Völker geprägten Bevölkerung entlang der atlantischen Küste unterscheidet.

Es ist anzunehmen, daß die Lusitanier, die, wie alle Keltenstämme, Viehzüchter waren, mit ihrem Vieh auch ihre Hirtenhunde mit ins Land brachten. Diese Hunde waren keineswegs eine bestimmte Rasse im heutigen Sinne, sie waren aber vermutlich, zweckbestimmt, von einem mehr oder weniger einheitlichen Typ. Wichtig war, daß der Hund die ihm zugedachte Arbeit erbrachte. Dazu brauchte es große, kräftige und ausdauernde Hunde. Wie auch anderswo trugen diese Hunde zum Schutze vor Wölfen und Bären mit eisernen Stacheln bewehrte Halsbänder. Bedingt durch die jahreszeitlichen Wanderungen erfolgte wohl eine ständige Durchmischung der Population.

Länger als im übrigen Europa behielten die Estrela-Hirtenhunde ihre ursprüngliche Schutzaufgabe. Noch 1977 wurden in der Serra da Estrela 50 Schafe und Ziegen von Wölfen gerissen. Die Angriffe der Wölfe erfolgten meistens über Tag, wenn die Schafe weideten. Der Schäfer, der in der Regel keine Schußwaffen besaß, verließ sich bei der Abwehr der Räuber auf seinen Stock und seinen Hund. Oft meilenweit von der nächsten Siedlung entfernt, war der Hund der einzige Gesellschafter des Hirten. Die Nahrung für Mensch und Hund war dürftig und bestand aus Roggenbrot und Molke.

Viele Hunde starben an Verwundungen durch Wölfe, viele Hündinnen auch an Geburtsschwierigkeiten. Offenbar bereitet die Zucht dieser großen Hunde auch heute noch Schwierigkeiten. So schreibt z. B. Roger F. Pye in seiner Monographie über den Cão da Serra da Estrela: „Wenn man mit der Zucht zu beginnen versucht, wenn die Hündin gerade zwei Jahre alt ist, bekommt man sie möglicherweise im Alter von dreieinhalb Jahren wirklich tragend.“

Zwischen 1870 und 1920 nahm die Schafhaltung in Portugal beträchtlich zu, danach erfolgte für rund 15 Jahre ein merkbarer Rückgang; ab 1935 bis 1955 erfolgte jedoch wieder eine Zunahme. Für 1940 wurde die Zahl der Schafe in Portugal auf 3 948 000, die der Ziegen auf 1 244 000 geschätzt, davon lebten allein in der Serra über 35 000



Cão da Serra da Estrela. (Foto Eva-Maria Krämer)

Schafe und 33 000 Ziegen. Heute sind es nur noch 20 000 Schafe und rund 10 000 Ziegen.

Die Gründe, die zu diesem Rückgang führten, sind die Aufforstung der Region und die damit verbundene Einengung der Weideplätze und vor allem auch die Abwanderung der jungen Leute, die im Ausland besser bezahlte Arbeit suchen. 1976 wurde ein Teil der Serra da Estrela zum Nationalpark erklärt. Das ist freilich nicht ein Reser-

vat im Sinne der deutschen oder schweizerischen Nationalparks. Man will vielmehr hier die traditionelle lokale Volkskultur erhalten. Ein Problem ist aber die Überalterung der ansässigen Bevölkerung. Eine Erhebung im Jahre 1978 ergab, daß von den nur noch 1192 Bewohnern der Region 85% vierzig und mehr Jahre alt sind. Immerhin bleibt den Hunden vorderhand ihr angestammtes Arbeitsgebiet wenigstens noch zum Teil erhalten.



Grau-braun gestromter, langhaariger Cão da Serra da Estrela. (Foto Eva-Maria Krämer)

Reinzucht

Die erste Hundausstellung fand in Portugal im Jahre 1902 in Oporto statt. Gemeldet waren 257 Hunde. Im folgenden Jahre gab es eine Ausstellung in Evora mit 110 Hunden. Organisatoren beider Schauen waren die lokalen Jägervereine. Weder in Oporto noch in Evora wurde ein Hirtenhund aus dem Estrela-Gebiet ausgestellt.

1908 fand dann eine internationale Hundausstellung in Lissabon statt. Sie dauerte, wie es damals üblich war, eine Woche. Gemeldet waren 400 Hunde, darunter 13 Hunde aus dem Estrela-Gebiet. „Nero“ des Grafen von Nova Goa erhielt einen 3. Preis in der Klasse „Cães da Serra da Estrela e de Gado“, zwei andere Hunde eine „Ehrenvolle Erwähnung“.

Im gleichen Jahr fand in Manteigas eine Prüfung für Serra-da-Estrela-Hunde statt, sie wurde, mit zwei Unterbrechungen, bis 1919 alle Jahre wiederholt. Der beste Hund an der ersten Konkurrenz in Manteigas war „Leão“, ein Hund mit weißer Schnauze, breiter

Stirnblasse, weißen Stiefeln und weißer Brust. Man weiß heute nicht mehr, wie viele Hunde jeweils an diesen Konkurrenzen teilnahmen und worin diese Prüfungen im einzelnen bestanden; überliefert ist die Teilnahme von 13 Hunden im Jahre 1909 und 20 Hunden im Jahre 1910. Zweck dieser Prüfungen war, bei den Bauern und Hirten die Rasse aufzuwerten und sie für die Erhaltung der einheimischen Hirtenhunde zu interessieren.

1911 warnte Sebastião de Silva Pessanha in einem Aufruf die Halter und Züchter der Estrela-Hirtenhunde davor, die Rasse mit fremden Rassen zu kreuzen, und ermahnte die Portugiesen, das Eigene nicht zu verachten, und das Fremde nicht zu bewundern, ansonsten werde die alte Rasse erlöschen. Ein Problem bei der beginnenden Reinzucht war – wie übrigens auch anderswo bei den Hirtenvölkern – die Tatsache, daß viele an sich gute Rüden kastriert wurden. (Wir erinnern uns, daß M. Siber seinerzeit auf der Suche nach guten Appenzeller Sennenhunden die gleiche Feststellung gemacht hatte.)

Beim „concurso“ 1911 wurden die vorgeführten typischen Hunde nach Alter und Geschlecht registriert, und Fotografen wurden eingeladen, um die guten Hunde in Bildern festzuhalten. Ein „Livro Genealógico Cães da Serra Estrela“ wurde eröffnet; das war der

Beginn der stammbuchmäßigen Reinzucht der Rasse. Man weiß heute nicht mehr, wie groß das Interesse der Hirten und Bauern an einem solchen Zuchtregister war, auch ist dieses erste Zuchtregister offenbar nicht mehr vorhanden, doch der Versuch machte Schule. 1910 entstand ein erstes portugiesisches Hundestammbuch, das „Livro Genéalógico dos Cães Peninsulares“. Unter einigen hundert eingetragenen Hunden finden wir jedoch keinen Hirtenhund aus der Serra da Estrela.

1912 kamen zu einer Schau 24 Estrela-Hunde, davon waren 21 kurz- (stock-) und nur 3 langhaarig. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges dominierten auf den Ausstellungen und Schauen durchweg die kurzhaarigen Hunde. R. F. Pye ist deshalb der Meinung, der ursprüngliche Estrela-Hirtenhund sei kurz-stockhaarig gewesen, womit er wohl recht haben dürfte.

Ab 1914 unterstützte das Landwirtschaftsministerium die regionalen Schauen zur Förderung der einheimischen Rassen. So fanden jetzt regelmäßig am ersten Sonntag im Oktober oder am zweiten Sonntag im September in Covillã solche Schauen statt. Bei diesen Wettbewerben ging es darum, daß der Hund eine Herde bewachte; sie können also nicht mit einem heutigen Wettbewerb für Schäferhunde verglichen werden.

Für den Cão da Serra da Estrela wurde vermutlich 1922 ein erster Standard von Dr. A. Corrêa verfaßt. Er beschrieb darin den Hund als zwar schwer, aber dennoch elegant, von rechteckförmigem Körperformat mit einer Schulterhöhe von mindestens 70 cm, hoch angesetzten Hängeohren, hellen Augen mit intelligentem Ausdruck, kurzem oder verschiedenem langem Haar. Die meisten Hunde hatten einfache oder doppelte Afterkrallen.

Offenbar hatte der Züchter Ramos Paiva Estrela-Hunde mit St. Bernhardshunden gekreuzt, um die Rasse zu „verbessern“. Fotos aus dem Jahre 1915 zeigen denn auch kurzhaarige Estrela-Hunde mit großen weißen Abzeichen und solche mit langem, seidigem Haar. Ein solcher Mischling soll als „Estrela-Hund“ in Berlin einen ersten Preis gewonnen haben. Ebenso wurden Mischlinge zwischen Mastín de los Pirineos und St. Bernhardshunden im Jahre 1929 in Oporto als Estrelas ausgestellt! Der offizielle, heute noch in seinen wesentlichsten Punkten

gültige Standard wurde erst 1933 von Prof. Marques in der „Revista de Medicina Veterinária“ publiziert.

Ab 1931 organisierte die Seceao Canicultura, die sich 1959 mit dem Clube de Caçadores Português (Jägerverband) zum heutigen Clube Português de Canicultura zusammenschloß und der FCI beitrug, alle Jahre im Frühling eine Hundausstellung für alle Rassen im Zoo von Lissabon. Auf der ersten Ausstellung wurden nur zwei Estrelas ausgestellt, „Landru“ und „Sultão“, beide kurzhaarig. „Landru“, im Eigentum von Dr. Augusto Marques da Cunha, wurde später der erste Champion der Rasse.

Immer noch dominierten die kurzhaarigen Hunde. Im ersten portugiesischen Hundestammbuch, dem Livro Português de Origene (L. P. O.), heute abgelöst durch das Livro de Origenes Português (L. O. P.), wurden bis Ende der dreißiger Jahre 80 Estrelas eingetragen, davon waren 55 kurzhaarig. Jeder dritte Hund kam – wie übrigens auch der Champion „Landru“ – aus der Zucht des staatlichen Forst-Departement,

das nur kurzhaarige Hunde züchtete.

Weitere Förderer der kurzhaarigen Varietät waren der Visconde de Paçode Nespereira und später Francisco de Serra Guedes. Während des Zweiten Weltkriegs wurden ungefähr gleich viele Langhaar wie Kurzhaar eingetragen, aber gegen Ende der vierziger Jahre nahmen die Langhaar allmählich überhand; 34 Kurzhaar standen jetzt 47 Langhaar gegenüber.

Das Interesse der Hirten und Bauern war durch die jährlich in der Serra da Estrela durchgeführten Konkurrenzen für Hütehunde geweckt worden, ebenso realisierten sie, daß für schöne Hunde gute Preise erzielt werden konnten. So erschienen denn 1955 zu einer solchen Konkurrenz in Covilhã 114 Hunde und ein Jahr später gar deren 137.

Großen Einfluß auf die Zucht nahmen jetzt zwei Männer, der Möbelhändler und gewiefte Kaufmann Lobo und Dr. Lopo Cancela de Abreu. Lobo erzielte große Erfolge mit seinem kurzhaarigen Rüden „Belmonte“, mit dem er ein neues Zuchtziel setzte. „Belmontes“ Sohn „Dragão“ wurde der erste Langhaar-Champion und galt als der beste Estrela, bis ihn 1959 Cancela de Abreus „Urco“ überrundete.

In den fünfziger Jahren wurden 186 Estrelas eingetragen, davon waren 150

langhaarig und nur noch 36 kurzhaarig. Diese Zahlen mögen freilich nicht die tatsächlichen Verhältnisse aufzeigen, sie zeigen bloß, daß es vor allem die Langhaar-Züchter waren, die ihre Hunde eintragen ließen, während in der Serra, vor allem auf der Nordseite, der Kurzhaar nach wie vor der Arbeitshund der Hirten und Bauern war.

In den sechziger Jahren dominierte Cancela de Abreu mit seinem „Urco“, den er in der Serra gekauft hatte, die Zucht, später mit dem selbstgezüchteten „Sepins da Bairrada“. Die erste Hündin, die einen Champion-Titel errang, war Lobos „Caria de Recaredo“. Cancela de Abreu gab die Zucht auf, als er über 80 Langhaar-Hunde gezüchtet hatte. Er verkaufte das Geschwisterpaar „Vinnó“ und „Vendas da Bairrada“ an Oliveira Martin Sanitorium in Guarda. Beide Hunde spielten eine maßgebliche Rolle bei der Weiterentwicklung der Rasse.

In den sechziger Jahren nahmen die Langhaar weiterhin markant zu, es wurden in diesem Jahrzehnt 167 Hunde registriert, darunter nur noch 5 Kurzhaar. 1969 gab Lobo die Zucht auf, was beinahe zu einer Krise in der Estrela-Zucht führte. Die Eintragungen sanken bedenklich ab. Gute Hunde zu finden, wurde recht schwierig.

Die Revolution im Jahre 1974 brachte eine gewisse Umschichtung der Aussteller von Hunden in Portugal. Bisher war der Rassehund ein Statussymbol der begüterten Bevölkerung gewesen, die jedoch vor allem ausländische Rassen bevorzugte. Die einheimischen Hunde wurden eher als Hunde zweiter Klasse betrachtet. Nach der Revolution gingen die Meldungen ausländischer Rassen an den Ausstellungen stark zurück, die der Arbeitshunde und damit der einheimischen Rassen nahmen merkbar zu. Zudem bewog die zunehmende Kriminalität die Leute zur Anschaffung eines imposanten Wach- und Schutzhundes, und dazu boten sich die einheimischen Rassen geradezu an. Es würde zu weit führen, hier alle Züchter aufzuzählen, die sich Hunde in der Serra da Estrela holten und neue Zuchtstämme aufbauten. Vor allem durch die Bemühungen der Züchter Joaquim Nogueira und Antonio Lourenço steht die Rasse heute in einer weit besseren Situation als während langer Jahre. Die Rasse hat heute ihre treuen Anhänger, und das auch unter Leuten, die mit ihrem Hund nie eine Hundausstellung besuchen würden.

Braun-roter Cão da Serra da Estrela. Die dunkle Maske ist erwünscht, sie wird aber bei den meisten Hunden schon recht früh grau. (Foto Eva-Maria Krämer)



DER CÃO DE CASTRO LABOREIRO



Castro Laboreiro, zu deutsch „Stadt der Arbeiter“, ist eine kleine, abseits vom großen Durchgangsverkehr gelegene Bergstadt im Norden Portugals. In der Abgeschlossenheit – das Städtchen ist selbst heute nur mit einiger Mühe erreichbar – entstand hier eine Gebrauchshunderasse, wohl aus den gleichen alten Hütehunden der Iberischen Halbinsel wie der Cão da Serra da Estrela, der ja, wie wir gesehen haben, bis zum Zweiten Weltkrieg vorwiegend in einer kurzhaarigen Varietät gezüchtet worden ist.

Die Verwandtschaft der beiden Rassen ergibt sich aus ihrer gemeinsamen Geschichte. Im Winter überschritten die Schaf- und Ziegenherden aus der Serra da Estrela in nördlicher Richtung zum Teil auch den Douro und kamen in die Provinz Minho, die zwischen den Tälern des Douro und des Minho liegt. Hunde wurden bisweilen als Entgelt für Weidrechte an die Grundbesitzer abgegeben, und in noch früherer, römischer Zeit war im Preis für eine Schaf- oder Ziegenherde auch der sie begleitende Hütehund inbegriffen. So blieben immer wieder Hunde aus der Serra da Estrela in den Überwinterungsgebieten nördlich des Douro zurück und vermischten sich hier mit den ortsansässigen Bauernhunden des gleichen Typs. In der Abgeschlossenheit des Städtchens Castro Laboreiro konnte sich so ein Lokalschlag des primitiven Hirten- und Treibhundes entwickeln, der mit der Zeit rein gezüchtet wurde und auf den die Bewohner der Gegend stolz waren.

Den kynologischen Autoren um die Jahrhundertwende war die Rasse völlig unbekannt, und auch heute noch existieren in der einschlägigen Literatur kaum ausführliche Angaben über sie.

Cão de Castro Laboreiro. Die Rasse ist stets kurzhaarig und in der Regel schwarz-braun oder schwarz-grau gestromt. (Foto Eva-Maria Krämer)

Hauck (1965) beschreibt einen portugiesischen Rinderhund aus der Provinz Minho. Der kurzhaarige, meistens dunkelgrau gefärbte Hund mit dunkler Maske erreichte nach Haucks Angaben eine Schulterhöhe bis gegen 60 cm. Hauck schildert ihn als „bemerkenswert robust und eindrucksvoll und von großer Ausdauer. Er ist ziemlich zurückhaltend und ein ausgezeichnete Wächter.“ Im übrigen ist Haucks Beschreibung des Rinderhundes derart allgemein gehalten, daß sie praktisch auf jeden kurzhaarigen Treibhund zutreffen kann. Vom Cão de Castro Laboreiro sagt er, daß der Hund in der Provinz Minho als Treib- und Hirtenhund Verwendung finde, als Schulterhöhe gibt er 61 cm an.

Die gleiche Größe geben auch andere Autoren an, nur Finger gibt für Rüden Schulterhöhen zwischen 56 und 70 cm, für Hündinnen zwischen 52 und 57 cm an. Im Durchschnitt ist der Cão de Castro Laboreiro kleiner als der Hirtenhund aus der Serra da Estrela und wird, im Gegensatz zum Estrela-Hund, nur kurzhaarig gezüchtet. Ein besonderes Merkmal ist seine „Bergfarbe“, ein schwarz-braun oder schwarz-grau gestromtes Fell, wobei in den USA, wo die Rasse heute als Herdenschutzhund gezüchtet wird, eine falbe Maske beliebt ist.

Der Cão de Castro Laboreiro wird zwar als intelligenter, aber „hartköpfiger“ Hund beschrieben. Er ist mißtrauisch gegenüber allem, was ihm fremd ist, und mitunter sogar unberechenbar. Er ist der geborene Schutz- und Wachhund auf einsam gelegenen Gehöften und kaum als Familien- und Begleithund in dicht besiedelten Gebieten geeignet.

Besonders hervorgehoben wird seine tiefe, bedrohlich klingende Stimme. „Das drohende Bellen des Laboreiros ist einmalig, klingt furchterregend, es beginnt mit einem drohenden Bariton, erreicht schnell die lauteste Klangstufe“, lesen wir im Kynos Hunde-Atlas.

In der Umgebung von Castro Laboreiro wird die Rasse seit langem ohne Fremdeinkreuzungen rein gezüchtet; Züchter gibt es nun aber auch im Raum von Lissabon und, wie schon erwähnt, neuerdings auch in den USA.

Er gilt in Portugal als einer der besten und vielseitigsten Gebrauchshunde, der auch beim Militär und bei der Polizei als Schutzhund eingesetzt werden kann, zumal er dank seines harten und dichten Haarkleides als ausgesprochen „pflegeleicht“ gilt.

Die Rasse wird von der FCI seit langem als portugiesische Berghund-Rasse anerkannt (Standard Nummer 170). Auf mitteleuropäischen Hundeaussstellungen erscheint jedoch kaum einmal ein Cão de Castro Laboreiro.

DER RAFEIRO DO ALENTEJO

Auf ihren Wanderungen zu den südlich gelegenen Winter-Weideplätzen überquerten die Herden aus der Serra da Estrela zum Teil auch den Tejo und überwinterten in der Provinz Alentejo, die zwischen dem Tejo und der Algarve liegt.

Was über die Verwandtschaft zwischen dem Cão da Serra da Estrela und dem Cão de Castro Laboreiro gesagt wor-

den ist, gilt vermutlich noch in vermehrtem Maße für die Verwandtschaft des Rafeiro mit dem Estrela-Berghund, denn der Rafeiro entspricht in bezug auf Größe und Haarbeschaffenheit auffallend dem Estrela-Hund. Der Rafeiro erreicht bei den Rüden eine Schulterhöhe zwischen 66 und 74 cm, bei den Hündinnen zwischen 64 und 70 cm.

Auch in der Provinz Alentejo wurden Hütehunde aus der Serra da Estrela als Entgelt für Weiderechte abgegeben, und die Großgrundbesitzer südlich des Tejo schätzten die großen und imposanten Hunde als unbestechliche Wächter und Beschützer ihrer Gehöfte und ihrer Herden. So züchteten sie eine eigene Rasse, die, weil sie nicht mehr für den Herdendienst im Gebirge tauglich sein mußte, schwerer war als ihre Ahnen aus der Serra. Wie weit bei der Entstehung des Rafeiro auch der Mastín Español mitgeholfen hat, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Der massive, bärenartige Kopf und die gegenüber dem Estrela-Hund markantere Lefzenbildung und die deutliche Wamme am relativ kurzen Hals lassen einen Einfluß des Mastíns vermuten.

Der Rafeiro ist auch nicht so ausgesprochen langhaarig wie die langhaarige Varietät des Estrela, aber auch nicht ausgesprochen kurzhaarig wie der Mastín Español. An Farben ist bei ihm alles erlaubt, was bei Hunden vor-

kommt. Neben falben, braunen, schwarzen, cremefarbenen und gestromten Hunden gibt es auch Schecken.

Schneider-Leyer bezeichnet den Rafeiro als „furchterregenden Wachhund, der am Tage weniger aufmerksam, aber in der Nacht besonders gegen Fremde angriffslustig ist“. Kenner sagen vom Rafeiro, „er sei für die meisten Menschen zu viel Hund“ und meinen damit sein ungestümes und dickköpfiges Wesen. Man nimmt auch an, daß er von den Portugiesen auf die Azoren und nach Südamerika gebracht worden ist. Sein Nachfolger auf den Azoren war vermutlich der heute nicht mehr existierende Fila Terceira, und in Brasilien mag er bei der Entstehung des Fila Brasileiro mitgewirkt haben.

Bis zur portugiesischen Revolution im Jahre 1974 war der Rafeiro das Statussymbol der Großgrundbesitzer; nach der Landreform wurde er gerade deswegen von der Bevölkerung wenig geschätzt; sie identifizierten ihn mit den verhaßten reichen Herren. So bestand die Gefahr, daß die alte Rasse – mit der Standardnummer 96 ist sie eine der ältesten – vollständig verschwinden könnte. Doch da sammelten einige Freunde der alten portugiesischen Hunderassen die allerletzten noch reingezüchteten Exemplare und begannen damit neue Zuchtstämme aufzubauen. Es sollen vor allem Studenten der alten Universität Evora sein, die sich der Rasse annahmen.

Als jedoch vor nicht allzulanger Zeit einige amerikanische Kynologen in Portugal nach dieser alten Hirtenhunderasse suchten, von der sie gehört hatten und die sie in ihr Herdenschutzprogramm einbauen wollten, da konnten sie keinen einzigen reinrassigen Hund mehr auftreiben, und man sagte ihnen, die Rasse existiere überhaupt nicht mehr.

So pessimistisch sieht jedoch die Lage für den Rafeiro do Alentejo anscheinend doch nicht aus. Heute gibt es einen Rasseklub für den Rafeiro do Alentejo, so daß dessen Fortbestehen als gesichert gelten darf.

Ob freilich der doch recht große und charakterlich recht eigenständige, wenn nicht zu sagen schwierige, Hund in Mitteleuropa jemals eine größere Verbreitung finden wird, ist fraglich.

Um einen größeren Kreis von Hundeliebhabern für sich einzunehmen, dazu fehlt ihm auch eine attraktive äußere Erscheinung. Doch Prognosen sind gerade in der Kynologie schwer zu stellen.

Rafeiro do Alentejo Maneli da Quinta da Boica. Der große Hirten- und Bauernhund aus der Provinz Alentejo entstand vermutlich aus Kreuzungen zwischen Cão da Serra da Estrela und Mastín Español. (Foto Eva-Maria Krämer)



DER MASTÍN ESPAÑOL

Der Name

Aus alten Wörterbüchern und sprachwissenschaftlichen Abhandlungen, die sich mit den Begriffen Mastiff, Mastino, Mastín als Namen für Hunderassen beschäftigen, geht hervor, daß diese Begriffe für große und rohe, meist angekettete Hundeschläge gebraucht wurden.

Nach Hector Marin (zitiert in Sanz Timón) soll das Wort „Mastín“ zwei Wurzeln haben. Die erste liegt im lateinischen Wort „Mansuetus“, das soviel wie „zahn, sanft, ruhig, friedlich“, auch „domestiziert“ bedeutet; die andere Wurzel liegt im ebenfalls lateinischen „mastibe“, was „Hüter der Herde“ heißt. Marin gibt dann folgende, plausibel scheinende Ableitung

Grau und gelb gestromter Junghund. (Foto J. Mausó)



an: Aus mansuetinum wurde mansuelinum – mansuelinu – mastinu – mastino und schließlich mastin.

Daß der Hund offensichtlich einen römischen Namen trägt, weist darauf hin, daß es ihn bereits in vorchristlicher Zeit in einer ähnlichen Form in Spanien gegeben haben muß.

sie sich besser von den Wölfen, mit denen sie in der Dunkelheit der Morgendämmerung kämpfen müssen, und aufgrund ihrer weißen Farbe vermeidet man, daß der Mensch sie irrtümlich verletze.“

Aus dem Frühmittelalter fehlen schriftliche Dokumente über den spani-



Die Heimat des Mastín Español sind die Schaf- und Ziegenweiden in Estremadura und León. Auf dem Bild Frika I und Kazan I. (Foto J. Mausó)

Erste schriftliche Erwähnungen

Plinius (23–79 n. Chr.) erwähnt in seiner „Naturalis Historia“ einen „Iberischen Mastiff“; Apuleius (2. Jahrhundert n. Chr.) unterscheidet zwischen Hunden und Mastiffs; Vergil (70–19 v. Chr.) schreibt: „Ernähre die Windhunde aus Sparta und den kräftigen Iberischen Mastiff mit guter Nahrung, denn mit diesen Wächtern brauchst du dir nie um deine Herden Sorgen zu machen, auch nicht den nächtlichen Dieb zu fürchten, nicht den Angriff der Wölfe, noch den Verrat der benachbarten Völker, die noch nicht befriedet sind.“

Columella (1. nachchristliches Jahrhundert) berichtet über die Mastínes oder Viehhunde: „Die für das Vieh tauglichen Mastínes sind vorzugsweise von weißer Farbe, denn so unterscheiden

schen Mastín, erst im 14. Jahrhundert begegnet er uns wieder. Alfonso, König beider Kastilien und von León, schrieb (oder ließ schreiben) im Jahre 1342 ein Buch über die Jagd, in welchem er eine Dogge unter der Bezeichnung „Alano“ schildert. Dieser alte spanische „Alano“ muß der Beschreibung nach einem Mastiff sehr ähnlich gewesen sein, obschon ihn der König ausdrücklich nicht zu groß wünschte.

Aus dem 15. Jahrhundert ist ein Gedicht von Mingo Revulgo erhalten, in dem er die Tugenden mehrerer Mastínhündinnen besingt.

In einem im Jahre 1644 erschienenen spanischen Jagdbuch werden drei Jagdhunderassen aufgezählt (sofern man hier von Rassen sprechen kann), nämlich der Alano, der Dogo und der Mastín. Der Dogo war größer als der Alano, der Mastín wiederum war ein schwerer Hetzhund, vermutlich von der Art der altdeutschen Hirsch- und Saurüden.

1607 veröffentlichte der Engländer Topsell seine „Historie of fovre-footed Beastes“ (Geschichte der vierfüßigen Tiere) und erwähnt darin einen Hund, genannt „Mastini“, der „grimmig aussieht wie ein Löwe, dem er gleicht in Nacken, Augen, Gesicht und Farbe“.



Porträt des Mastín Español. (Foto Krämer)

In einer Fabel vom Wolf und den Zicklein, geschrieben im ausgehenden Mittelalter, wird der Mastín ausdrücklich mit Namen erwähnt, heißt es da doch (in der Übersetzung von R. Sewerin): „Da hörten die Hirten die lauten Rufe und kamen mit Knüppel und Mastínes gelaufen . . .“ Im gleichen Buche (Libro

del Buen Amor) erscheint nun der Wolf vor Gericht: „Als der Tag des angesetzten Gerichtstermins gekommen war, erschien Reineke in Begleitung eines großen Anwalts, Herrn Mastíns, dem Wächter der Schafe, von stacheligen Halsbändern umgeben . . .“

In einem alten Schäferlied aus der Estremadura vernehmen wir etwas über die Ernährung der Mastínes bei den Schafhirten und auch, wie sie allenfalls behandelt wurden, wenn sie ihre

Arbeit nicht zur Zufriedenheit des Schäfers verrichteten: „... jagt die graue Wölfin! Wenn ihr mir das junge Schaf wiederbringt, eßt ihr heute Milch und bestes Brot! Aber wenn ihr es nicht bringt, dann kostet ihr heute abend meinen Stock.“

Erste Beschreibungen des Aussehens

Eine der ersten genauen Beschreibungen eines Mastín Español gibt uns Alonso de Herrera in seinem Werk „Agricultura General“, das im Jahre 1740 in Madrid erschienen ist. Ich zitiere die entsprechenden Stellen aus der Schrift von Sanz Timón:

„Wann immer möglich, sollte man versuchen, Mastínes von folgender Größe und Aussehen zu finden: Der Kopf muß groß sein, so daß er ein Drittel des Körpers ausmacht, oder wenigstens den



Anschein dazu macht. Das Gesicht soll dem des Menschen gleichen, sehr groß der Mund, sehr breit und weit geöffnet.

Die Lefzen seien groß, so daß sie vom Fang herunterhängen, die Ohren sehr groß und hängend. Die Augen seien glänzend und lebhaft, als sprühten sie

Kaly de Montejaeña bewacht die zusammengetriebene Ziegenherde. (Foto J. Mausó)

Der Standard des Mastín Español verlangt ausdrücklich eine doppelte Wamme. (Foto Eva-Maria Krämer)



Funken, schwarz und nicht hell in der Farbe. Sein Bellen sei laut und erschreckend zu hören, Brust und Schultern sollen breit sein, der Hals dick und sehr kurz, der Körper kurz und quadratisch, nicht zu lang.

Die Vorderläufe seien stark und gut behaart, die Zehen lang und gut geteilt, den Fuß und die Hand sollen sie ganz aufsetzen. Ist die Rute dünn und lang, so ist das ein Zeichen von Leichtigkeit, kurz und dick dagegen ist ein Zeichen von Kraft. Einige gibt es, die eine zusätzliche Zehe haben, diese sind viel härter als die andern, besonders ihre Krallen sind hart.

Die Hündinnen sollen viel Bauch haben

Ausgewachsener Rüde. Eine mehr oder weniger stark ausgedrehte Hinterhand ist ein relativ häufig vorkommender Fehler bei großen und schweren Rassen. (Foto Eva-Maria Krämer)

und alle Zitzen gleichmäßig. Und wenn sie einen großen Wurf haben, so soll man viele töten oder verschenken, denn je weniger sie aufzieht, desto besser werden sie sein.

Wenn sie aber aus einer guten Linie und Verbindung sind, dann soll man sie mit aller Sorgfalt aufziehen, denn es ist vernünftig, daß alles aus guter Abstammung bewahrt wird und sich vermehren möchte, während das, was aus schlechter Abstammung ist, vermindert werden soll. Und wie man feststellt, welche Hunde gut werden, dazu gibt es folgende Anzeichen: Je später sie die Augen öffnen, desto besser werden sie sein.

Auch sagt man, daß es ein Anzeichen für einen guten Hund ist, wenn man ihn als kleinen mit der Hand an den Ohren hochheben kann, wer das am besten erträgt ohne zu jaulen, ist der beste.“

Als weitere Selektionsmethoden gibt der Autor diejenige an, die schon Plinius empfohlen hatte: Man entfernt die

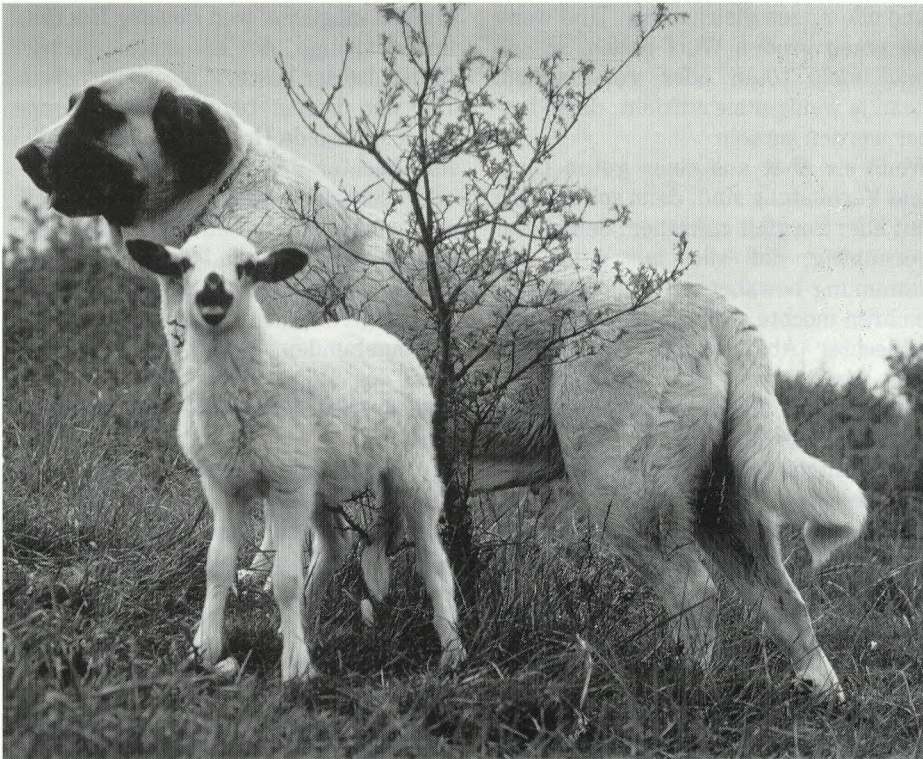
Welpen möglichst weit von der Hündin, und derjenige, der am ersten zurückfindet, ist der beste.

Für den Dienst bei der Herde empfiehlt Alonso de Herrera weiße Hunde, für Wächter des Hauses aber braune oder schwarze Mastín Español, weil diese mehr Furcht einflößen. Über Tag soll man die Wachhunde an einem dunklen Ort anbinden, „denn dann denken sie, es sei Nacht und schlafen“. Wenn sie angebunden sind, „werden sie während des Tages nichts falsch machen und schlafen, nachts aber um so wilder sein“.

Die Namen, die man den Hunden gibt, sollen höchstens aus zwei Silben bestehen, denn dann hören ihn die Hunde besser. Als gebräuchliche Namen empfiehlt der Autor „Léon“, „Bravo“, „Negro“, „Blanco“ und „Gamo“.

Eine der ersten Beschreibungen in der deutschen Literatur gibt uns L. Beckmann 1895, wobei er ein Schreiben von G. Kriechler zitiert: „Der Mastín ist ein weit edleres Tier als unsere Metzger-





Der Mastín Español in seinem angestammten Arbeitsfeld.

hunde; er ist stark und massig gebaut, ohne jedoch an die plumpen Formen des Mastiffs zu erinnern. Der Hals ist frei von einer Kehlwamme, dagegen sehr stark und muskulös, die obere Nackenpartie geht so unmerklich in den Hinterkopf über, wie dies bei einem Otter der Fall ist. Der Körper ist im Verhältnis zur Höhe nicht sehr langgestreckt, sondern steht in guten Verhältnissen zur Höhe der Läufe. Der Rippenkorb ist sehr geräumig, die Hinterhand sehr elegant, kreuzlahme und kuhhessige Exemplare habe ich selbst unter den großen Mastíns bis jetzt nicht gefunden. Der Hinterlauf steht im Sprunggelenk ziemlich steil und wenig gebogen. Die Rute wird meist hängend getragen, die Ohren werden sehr kurz kupiert. Die wenigen Hunde mit unbeschnittenen Ohren, welche ich bis jetzt sah, tragen das kurze Ohr halb aufgerichtet mit vorn überfallender Spitze.“

Soweit Kriechler. Beckmann gibt dieser Beschreibung eine Zeichnung bei, die einen Hund vom Typ des alten Bernhardiners (Barrytyp) zeigt, wohl stark gebaut, aber nicht massig, das Fell ist weiß mit farbigen Platten, die Ohren sind sehr kurz kupiert. Beck-

mann war ein sehr genauer Tiermaler; wir dürfen deshalb ohne Einschränkung annehmen, daß der Mastín Español damals so aussah.

Es sollen übrigens häufig Welpen mit Stummelruten geboren worden sein. Als Schulterhöhe gibt Beckmann 66 cm an (heute nach oben unbegrenzt, für Rüden jedoch im Minimum 77 cm, für Hündinnen 72 cm, erwünscht sind nach heutigem Standard für Rüden eine Schulterhöhe von 80, für Hündinnen von 75 cm).

Mehrzweckhund

In einer spanischen Jagdzeitung aus dem Jahre 1864 heißt es vom Mastín: „Ein guter Mastín muß von großer Figur und stockhaarig sein, starken Kopf und Hals haben, die Schnauze mittelmäßig, die Brust stark und breit, die Pfoten groß, die Färbung sehr gescheckt. Man pflegt sie anstatt Alanos bei der hohen Jagd zu verwenden, um das Wild zu verfolgen, indes ist ihr Hauptzweck, die Herden zu beschützen, weil sie große Kraft besitzen und sich gerne mit den Wölfen herumschlagen, ja sogar dieselben töten.“

Die Doppelfunktion Herdenhund/Jagdhund erwähnt auch G. Kriechler in einem Schreiben an L. Beckmann

(Kriechler kannte den Mastín Español offensichtlich aus eigener Anschauung): „Ich halte den Mastín für den ur-eigensten Hund Spaniens, er ist nicht Schäferhund in unserem Sinne, denn die hiesigen Hunde haben nicht den Zweck, die Herden zu treiben und zusammenzuhalten, sondern sie dienen zum Schutze derselben gegen Wölfe und werden außerdem, wie bei uns die Rüden, als Treib- und Hetzhunde bei den Jagden auf größeres Wild gebraucht.“

E. Hauck (Die Rassen des Hundes, 1965) weist ebenfalls auf den „Mehrzweckhund“ hin, indem er über den Mastín Español sagt: „Der spanische Mastín, vulgär auch Mastín extremeño und Mastín manchego (nach der Landschaft La Mancha so genannt), ist ein derber Hund von großer Nützlichkeit, da er stark, mächtig und mutig ist und zur Bewachung der Grundstücke, der Schafhürden und der Herden, die er vor Plünderern und Feinden schützt, benützt wird. Außerdem, bei vorausgehender Abrichtung und Vorbereitung, ist er ein Jagdhund, geeignet, Wildschweine zu packen und anderes größeres Wild. Wegen seiner Kraft und Körpermasse ist er sehr nützlich für den Kriegsdienst. Er kann für den Wachdienst, für den Zug oder zum Schleppen und zum Melden (Botengang) im Gebirge verwendet werden.“

Das soziale Umfeld

Die Geschichte des Mastín Español ist weitgehend auch die Geschichte der Wanderschäferei in Spanien. Sie wird bereits in einem Gesetz des Gotenkönigs Enrico aus dem 6. Jahrhundert erwähnt. Von Hunden ist darin allerdings nicht die Rede, aber es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß diese wandernden Vieh- und Schafherden von großen Hunden begleitet wurden, denn damals gab es auf der Iberischen Halbinsel noch viele Wölfe und auch zweibeinige Viehdiebe. Mit der Eroberung Spaniens im 8. Jahrhundert durch die Araber – im Jahre 718 war die ganze Halbinsel von den Mauren besetzt – erlebte die Viehzucht einen gewaltigen Aufschwung. Die Araber verbesserten das einheimische Merinoschaf (von den Römern nach der Gegend von Mérida so genannt) zu einem der besten Wollschafe

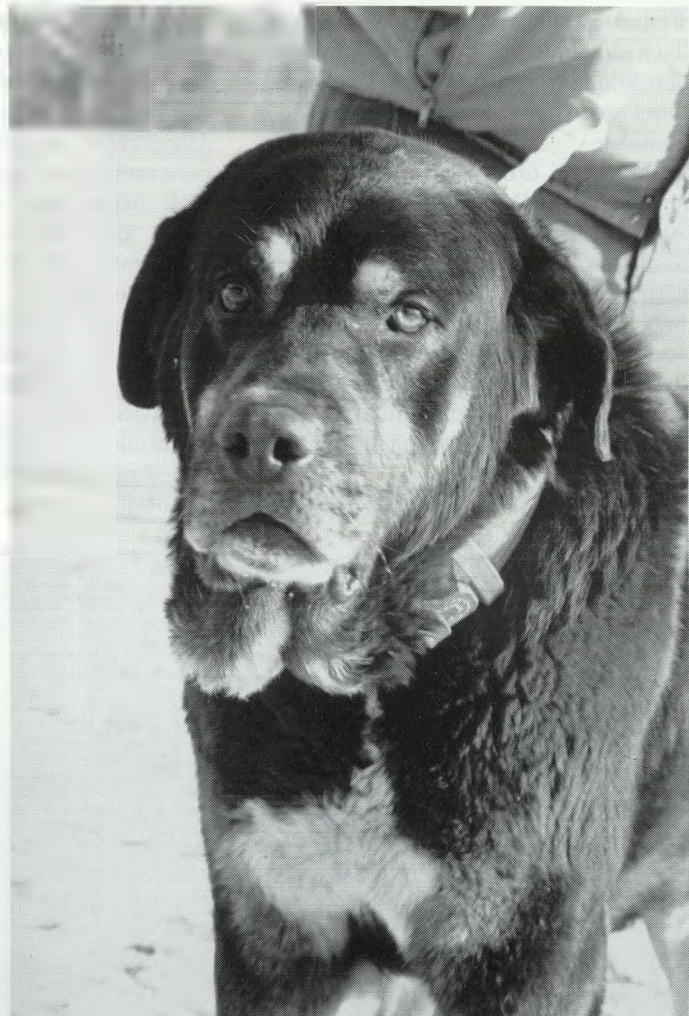
der Welt, und die feine Merinowolle wurde nach dem Mittleren Osten und in europäische Länder exportiert. Nach der Rückeroberung Kastiliens durch Alfonso X. räumte dieser der wichtigen Wanderschäfererei besondere Rechte ein. Kastiliens Schafzucht wurde wohl zur bestorganisierten Viehzucht in Europa. Die großen Herden gehörten weltlichen und geistlichen Grundbesitzern (Klöstern), die Schäfer zu deren Betreuung anstellten. An der Spitze der Schafzüchtervereingung stand der „Ehrenwerte Rat der Mesta und der Weiden Kastiliens“. Die Herden zogen auf festgelegten Wanderwegen, den „foramontanos“, von Weideplatz zu Weideplatz. Sie benutzten dabei zum Teil uralte Wanderwege, die bereits von den Kelten und Iberern festgelegt und durch steinerne Male (Eber und Stiere) markiert worden waren. Auf ihren Wanderungen von den Sommer- zu den Winterweiden und im Frühjahr wieder zurück legten die Herden bis zu 500 km zurück und brauchten dazu an die zwei Monate. Diese riesigen Herden mit Tausenden von Schafen wurden von großen Hunden begleitet, denn der Wolf war allgegenwärtig. In der alten Literatur ist „vom Brot für die Mastínes“ die Rede, und in Volksliedern werden die Taten der Mastínes – oft wohl stark übertrieben – besungen. Verschiedentlich ist auch von „Hütehunden aus den Bergen“ die Rede, womit wohl die Mastínes gemeint sind.

In einem alten Schäferlied vernehmen wir, daß die Hunde aus Trujillo besonders gut waren, daß der Rüde ein eisernes Halsband trug und daß die Hunde, wenn sie erfolgreich waren im Kampf gegen die Wölfe, Milch und Brot bekamen. Man fragt sich unwillkürlich, was sie denn bekamen, wenn sie nicht erfolgreich waren! Vermutlich mußten sie oft selber schauen, wie sie sich ernähren konnten. Daran hat sich bei den Hirten in Spanien bis heute nicht viel geändert. So schreibt Sanchez-Arjuna in „Der Kampfhund, Juni 1983“: Die Hunde der Schäfer „sind traditionell schlecht ernährt, was keinen gigantischen Wuchs begünstigt“. Auf der Suche nach dem schwarzen Rüden „Compromiso“, den sie für ihre Zucht benützen wollte, traf sie bei einem Schäfer auf die Hündin „Mallorca“. Der Schäfer führte ihr stolz seine „Mallorca“ vor. Diese „hatte zwar einen schönen großen Kopf und eine gute Struktur, jedoch war sie ausgehungert, faltig, mit hervorstehenden Augen und stumpfem Blick“. Trotz dieser Mängel konnte Frau Sanchez den

Schäfer dazu überreden, ihr die Hündin zum Züchten von zwei Würfen für einige Zeit zu überlassen, hernach wollte er die Hündin wieder zurückhaben. „Mallorca ist wieder in den Bergen ... ausgehungert und abgemagert wie vorher, und von Zeit zu Zeit wirft sie Welpen von irgendeinem Rüden“, schließt Frau Sanchez ihren Bericht. Nach langwierigem Suchen und Durchfragen fand sie schließlich den gesuchten Rüden „Compromiso“. Der Rüde war krank und hatte Fieber. Kein Tierarzt auf dem Lande hätte sich dazu hergegeben, einen kranken Hund zu behandeln! Auf die Frage, was er denn zu fressen bekomme, kam die Antwort: „Na ja. Was ein Hund halt so bekommt, Mehl und Essensreste“. Auf die Frage, ob er denn kein Fleisch erhalte, sah man die Fragerin verwundert an: „Fleisch für einen Hund?“ Man fragt sich da, nach welchen Grundsätzen denn die Schäfer ihre Hunde gezüchtet und aufgezogen haben. Der schon einmal zitierte Alonso de Herrera gibt bereits im Jahre 1740 einige Aufzuchtregeln:

„Negro“, Rüde mit typischem Gesichtsausdruck (rechts).

Kazan und Kaly, zwei graugewolkte Hunde aus spanischer Zucht.



„Sobald die Hündin geworfen hat, soll man ihr Gerstenbrot geben, denn dann hat sie viel Milch; die Kleinen gewöhne man von Anfang an daran, Knochen zu nagen, denn dann öffnen sie den Fang weit und bekommen ein größeres Maul. Durch das Nagen werden sie auch tapferer und ihre Zähne stärker. Als Welpen soll man sie öfter hinausnehmen und sie gegeneinander hetzen, damit sie ein bißchen kämpfen, denn auch das macht sie wilder. Aber man soll sie nicht zuviel raufen lassen, denn wenn einer bereits als Kleiner gebissen wird, dann wird er feige ...

Sobald die Kleinen fressen können, gebe man ihnen zusätzliche Nahrung, damit sie dicker werden und von klein auf Stärke gewinnen. Bis zum Alter von einem Jahr soll man sie nicht mit dem Vieh hinaus lassen, denn sehr junge und sehr alte Hunde nützen dem Vieh nichts; auch könnten sie vielleicht den Wölfen zum Opfer fallen ...

Man gebe den Mastínes auch keine toten Schafe und Ziegen, denn dadurch gewöhnen sie sich daran und könnten, wenn sie hungrig sind, Schafe und Ziegen töten. Wenn man ihnen überhaupt Fleisch geben will, dann ziehe man das Tier ab, ohne daß sie es sehen und wissen können, von welchem Tier es ist, dann gebe man ihnen das Fleisch in Stücken.

Man soll sie ordentlich füttern, damit sie nicht aus Hunger zwei Dinge tun: Andernorts nach Nahrung suchen und damit das Vieh im Stich lassen, oder aber eine Ziege oder ein Zicklein reißen. Ich will aber nicht sagen, daß sie so fett sein sollen, daß sie nicht mehr den Wolf hetzen können oder ihm das weggeschleppte Tier abnehmen können.“ Soweit die Ausführungen von Alonso de Herrera.

Sowenig die Hunde richtig gefüttert

wurden, so wenig wurde in der Regel eine gezielte Zucht betrieben. Einige Großgrundbesitzer, Adelige und Klöster mögen zwar eigene Zuchtlinien aufgebaut haben, wobei aber einzig und allein die Leistung maßgebend war, auf das Äußere wurde nicht geachtet.

„Der Schäfer wählte ganz nach seinem Geschmack aus, ohne jegliche züchterische Kenntnisse“, sagt Maria Luisa G. Sanchez und fährt dann fort: „Einige behielten die Welpen mit angeborener Stummelrute und warfen die andern in den Fluß; andere wieder behielten die mit der doppelten Wolfskralle ... während sie die, die sie nicht hatten, ausmerzten. Begriffe wie Standard, Vorbiß, Einhodigkeit, Ahnentafel usw. existierten für die nicht, und es wird noch einige Zeit dauern, bis sie sie sich aneignen, wenn das überhaupt je geschieht.

Generation um Generation paarten sich Wurfgeschwister mit Wurfgeschwistern, Vater mit Tochter und Mutter mit Sohn ... wobei sie natürlich ihre Defekte potenzierten. Häufig wurde eine Hündin von allen Rüden ihrer Umgebung gedeckt, die natürlich wieder alle zu ein und derselben Familie gehörten. Die nicht erwünschten Welpen warf man in den Fluß.“

Angesichts solcher Zuchtmethoden verwundert es kaum, daß die Rasse auch heute noch ein sehr uneinheitliches Bild bietet; von einer durchgezüchteten Rasse im Sinne heutiger Rassehundezucht kann vorderhand noch kaum die Rede sein, auch wenn der Mastín Español auf dem besten Wege ist, zu einem Modehund zu werden, was wir ihm freilich, wegen all der Nachteile, die erfahrungsgemäß daraus erwachsen können, nicht wünschen möchten.

Beginn der Reinzucht

Im Jahre 1913 versuchte der Marquis de Montesa erstmals, die verschiedenen Typen der spanischen Hirtenhunde zu klassifizieren. Er unterschied dabei:

1. den Mastín Español,
2. den Mastín von Navarra,
3. den Mastín von León.

Den Mastín von Navarra unterteilte er noch in den Mastín von Arragonien und den Mastín von Katalonien, den Gos d'Atuça. Diese Mastíns waren verschieden groß, in der Ebene 70–75 cm hoch, in den Bergen jedoch, eher selten, nur 50 cm hoch. Vom Mastín von Katalonien sagt er, daß dieser reich behaart sei, kleine dunkle Augen und kleine, oft gestutzte Ohren habe, der Hinterhauptsstachel sei wenig ausgeprägt. Der Hund habe eine steile Hinterhand, meistens trage er Wolfskrallen (Afterkrallen), die Rute sei halblang, an Far-



Die enorme Größe des ausgewachsenen Rüden „Athus“ wird im Vergleich zur Größe seines Besitzers sichtbar. (Fotos J. Mausó)



Spanischer Ziegenhirt mit Herde und dem Mastín Frikalde Montejaeña.

ben zählt er auf: Bleigrau, Honiggelb, auch Schwarz, immer einfarbig. Über die andern zwei Mastíntypen vernehmen wir nichts.

Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts konnte von einer eigentlichen Rassezucht des Mastíns keine Rede sein. Sanz Timon ist der Frage nachgegangen, ob allenfalls in den Klöstern, die ja als Großgrundbesitzer oft riesige



Mastín-Espanol-Junghunde. Abgesehen von den verschiedenen Farben zeigen die drei Junghunde eine bemerkenswerte Ausgeglichenheit des Typs, vor allem die Kopfformen sind recht einheitlich. (Foto Eva-Maria Krämer)

Schafherden hielten, eine gezielte Mastín-Zucht getrieben worden ist. Er wurde jedoch nicht fündig und kommt zum Schluß, daß die Zucht bodenständiger Hunderassen in Spanien, wie in den andern europäischen Ländern, erst mit der Gründung der Rasseklubs begann.

Dies war für Spanien im Jahre 1911 der Fall, als die „Königliche Gesellschaft zur Förderung der Hunderassen in Spanien“ gegründet wurde. Sie war aus der Gesellschaft der Taubenfreunde entstanden und wurde nach dem Muster der Société canine de France organisiert. Erster Präsident war der Graf von L rida. Er erhielt vom Ministerium für Wirtschaftsförderung den Auftrag, ein Zuchtbuch zu eröffnen, in das alle reinrassigen Hunde eingetragen werden sollten. Als erster Mast n Espa ol wurde der Rüde

„Machaco“ der Gräfin de San Fernando mit der Nummer 11 in diesem ersten Zuchtbuch registriert.

Das Landwirtschaftsministerium hatte bei der „Real Sociedad“ einen Delegierten, der jedoch, wie Maria Luisa Sanchez, ehemals Geschäftsführerin des Mast n-Clubs, sagt, „seit urdenklichen Zeiten dort nicht erscheint, weil er Hunde nicht möge und keine Zeit für solche Sachen habe“!

Irgendwelche Zuchtvorschriften wurden nicht erlassen, im Gegenteil, die „Real Sociedad“ erlaubt den Rasseklubs nicht einmal, selber Zuchtreglements aufzustellen, weil sie sich dann für deren Durchsetzung verbürgen müßte.

Eine Förderung der einheimischen Rassen erfolgte durch die „Königliche Gesellschaft“ in keiner Weise, Sanz Tim n bedauert deshalb, daß durch deren Untätigkeit von den ursprünglich 19 spanischen Hunderassen in den letzten 70 Jahren 11 ausgestorben sind. Gefördert wurden die ausländischen Rassen, die ohnehin in ihren Ursprungslanden einen weit höheren Stand aufweisen als in Spanien.

Die Mast nes blieben mehr oder weni-

ger eine vergessene Rasse. Sanz Tim n beklagt sich darüber, daß deren Besitzer „trotz Adelspr dikaten und Universit tsdiplomen“ nie ihre Mast nes ins Zuchtbuch eintragen ließen. Er zitiert als Beispiel den Marquis von Piedras Alba, der zwar Mast nes züchtete, aber auch nicht einen einzigen Hund registrieren ließ. Selbst der Geschäftsführer der „Königlichen Gesellschaft“, selber Richter für Mast nes und Züchter, ließ seine Hunde nicht eintragen und betrieb auch keine gezielte, stammbuchm  ige Zucht.

Zu diesem Desinteresse der maßgebenden Persönlichkeiten kam der Umstand, daß der Mast n mehr und mehr sein angestammtes Arbeitsgebiet verlor. Die Wölfe waren selten geworden, in einigen Gegenden sind sie unterdessen völlig ausgerottet worden, und die Verschiebung der riesigen Schafherden von den Winter- zu den Sommerweiden – und umgekehrt – besorgen heute Eisenbahn und Lastwagen. Die monatelangen Wanderungen über Hunderte von Kilometern sind Vergangenheit.

Auch das Bandenunwesen, einst in Spanien weit verbreitet, konnte einge-

dämmt werden; große Hunde, die viel Futter beanspruchen, sind zum Schutze der Gehöfte nicht mehr gefragt. Dazu kam, daß viele Mastíns sehr aggressiv waren – das wurde ja von ihnen einst so gefordert –, Fahrrad- und Motorradfahrer, ja selbst die Patrouillen der Guardia Civil anfielen und deshalb kurzerhand erschossen wurden.

Es soll, wie Sanz Timón sagt, einen einzigen Züchter gegeben haben, nämlich den Grafen De la Oliva in Plasencia, der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts noch eine planvolle Mastíns-Zucht betrieb und gute Hunde besaß. Erst 1946 wurde ein erster Standard für den Mastín Español aufgestellt, der sich aber offensichtlich auf untypische Hunde stützte. Er beschrieb relativ kleine und leichte Hunde, wie sie von den Bauern und Schäfern in den Bergen von Toledo gehalten wurden und wo sie mit den windhundähnlichen Podencos vermischt wurden.

Erschwerend war – und ist auch heute noch – die Durchsetzung eines einheit-

lichen Typs, weil es öfters vorkam, daß ein Hund z. B. an einer Ausstellung in Albacete die Qualifikation „vorzüglich mit CACIB“ erhielt und acht Tage später an einer andern Ausstellung wegen grober Fehler disqualifiziert wurde.

1979 trat die Direktion der „Königlichen Gesellschaft“ zurück, und unter der neuen Führung stieg nun das Interesse an den alten spanischen Rassen. Es wurde ein neuer Standard für den Mastín Español aufgestellt, und seit 1981 werden Richterkurse abgehalten; eine „Asociacion Española del Perro Mastín Española“ wurde gegründet, und die Züchter suchten in Estremadura und León nach typischen Hunden. Große und imposante Hunde mit Körpergewichten bis zu 120 kg wurden jetzt bevorzugt, und mit ihnen erzielte man vor allem im Ausland hohe Preise, wurden nun doch bis zu 5000 Franken und mehr für einen mehr oder weniger guten Mastín Español bezahlt.

Ein Modehund?

Innerhalb kurzer Zeit ist der Mastín Español vom ehemaligen Bauern- und Hirtenhund, der „im Schatten der Kynologie“ ein hartes Leben als Bewacher der Herden und einsamer Gehöfte

führte und der, seiner Aufgabe entsprechend, recht aggressiv sein mußte, seinem angestammten Lebensbereich entnommen und in die „Zivilisation“ versetzt worden, in ein Umfeld, in dem seine Fähigkeiten kaum mehr gefragt sind. Er ist zu einem begehrten Handelsobjekt geworden; die Preise für einen Mastín Español stiegen und stiegen weiter. Welpen, die ein Schäfer früher als wertlos in den Fluß geworfen hat, erzielen Preise, die in die Tausende von Franken gehen.

Doch die Entwicklung der Rasse hat mit dieser Entwicklung keineswegs Schritt gehalten. Von einer Einheitlichkeit der äußeren Erscheinung, wie wir dies von alten, durchgezüchteten Rassen gewohnt sind, ist der Mastín Español noch weit entfernt. Wie nachteilig sich hohe Preise für eine Rasse auswirken können, erzählt uns Maria Luisa Sanchez. Sie fand auf ihren Streifzügen durch das Gebirge eine schöne und überaus typische Hündin, die sie dem Schäfer schließlich für – umgerechnet – 3500 DM abkaufen konnte, eine enorme Summe für einen spanischen Schäfer!

Das sprach sich rasch herum: „Zwei Tage später war die Geschichte überall in den Bergen bekannt, und alle Mastínes, mit schwachen Köpfen und wenig Knochen, schweren genetischen Feh-

Mastín-Espanol-Gruppe im Zwinger Campiroi, Eig. Niederhauser/Munz, 6711 Cumiasca. Das Bild dokumentiert die heutige Vielfalt der Farben und Zeichnungen, aber auch der Kopfformen.



Mastín Español und Bernhardiner

Daß der Mastín Español und unser St. Bernhardshund zur gleichen Gruppe der großen Hirtenhunde gehören, ist unbestritten; das muß aber nicht heißen, daß sie auch miteinander verwandt sind. Die alten Hunderassen, soweit man das Wort „Rasse“ überhaupt verwenden darf, sind das Produkt ihrer Umwelt und der von ihnen verlangten Arbeit. So entstanden, ohne daß man die Völkerwanderung bemühen muß, an weit auseinanderliegenden Orten sehr ähnliche Hundetypen.

Es war nun sicher naheliegend, Bernhardiner in die Mastínes einzukreuzen, um diesen mehr Masse zu geben. Sanz Timón ist diesen Bernhardiner-Kreuzungen nachgegangen.

Da ist einmal festzustellen, daß viele Mastínes ursprünglich gefleckt waren; auch der schon erwähnte „Machaco“, der erste ins Zuchtbuch eingetragene Mastín Español, war schwarz-weiß gefleckt und von einem Bernhardiner der damaligen Zeit, abgesehen von der Farbe, fast nicht zu unterscheiden. Fast zur gleichen Zeit wie „Machaco“ wurde der Bernhardiner-Rüde „Löwe“, gezüchtet von Badertscher in Bern, als Nummer 22 ins spanische Zuchtbuch eingetragen. In den folgenden Jahren wurden 19 Langhaar-Bernhardiner in Spanien registriert, dagegen nur 5 Mastínes. Die Bernhardiner lebten in der Stadt, die Mastínes in den Bergen, Kontakte zwischen den beiden Rassen hat es kaum gegeben. Timón glaubt deshalb nicht, daß es vor 1960 jemals zu Kreuzungen zwischen Bernhardinern und Mastínes gekommen ist.

In den siebziger Jahren kamen Bernhardiner auf die Bergstation am San Isidor-Paß, die an einem alten Schäferweg liegt. Zur gleichen Zeit kamen schweizerisches Braunvieh und einige Bernhardiner in die Provinz León. Möglicherweise kam es jetzt ab und zu zu einer Vermischung der Bernhardiner mit den einheimischen Mastínes.

Sicher bezeugt ist eine solche Einkreuzung aus den sechziger Jahren. Der Züchter Alvaro Garela Andrada kreuzte Bernhardiner zur Blutaufrischung und um seinen eher etwas geringen Mastínes mehr Substanz zu geben in seine Mastínes ein. In der Folge tauchten da und dort in einzelnen Zuch-

ten Mastínes mit Bernhardinermerkmalen auf, durchgesetzt hat sich aber schließlich wieder der Mastíntyp. S. Timón erachtet den Einfluß des Bernhardiners als gering und, weil er der gleichen „Basisrasse“ angehört wie der Mastín, als völlig bedeutungslos.

TÜRKISCHE HIRTENHUNDE

Hinweise in der Literatur

Über die Straßenhunde in Konstantinopel, dem heutigen Istanbul, wird in der älteren Literatur (Brehm, Beckmann u. a.) recht ausführlich berichtet. Die Forscher nehmen ein hohes Alter dieser Parias an (älter als der Islam!) und lassen die Frage offen, ob es sich um „in der Haustierwerdung aufsteigende oder absteigende Tiere“ handelt.

Mehrmals haben die Stadtbehörden Istanbuls Versuche unternommen, diese Hunde auszurotten, indem man sie zum Beispiel zu Hunderten einfing und auf menschenleeren Inseln im Marmarameer aussetzte, wo sie sich gegenseitig auffraßen. Der Erfolg dieser Maßnahmen war aber anscheinend nicht überzeugend.

Die Mobilität und Reiselust des Westeuropäers bringen es mit sich, daß in den letzten Jahren Hunde aus fremden Ländern zu uns kommen, die in ihren Heimatländern kaum als Rassen gezüchtet werden, die aber, bedingt durch die Aufgaben, die sie dort zu erfüllen haben, einen einigermaßen einheitlichen Typ aufweisen und deshalb innerhalb weniger Generationen als mehr und weniger reinerbige Rassen

lern, unmöglicher Hinterhand und allen weiteren Fehlern dieser Welt, alle Mastínes kosteten ab sofort 8000 DM. Sie waren zu Hunden geworden, ‚die die aus der Stadt suchen ...‘. Die Bauern begannen wie die Wilden zu züchten, natürlich ohne im geringsten darauf zu achten, welche Hündin sie mit welchem Rüden zusammenführten.“

Wie wenig aussagekräftig die zu den Junghunden mitgelieferten Abstammungsurkunden mitunter sein können, sagt uns ebenfalls Frau Sanchez. Die Bauern unterschieben Würfen aus guter Abstammung minderwertige Welpen. „Leider geschieht das nicht nur in ländlichen Gebieten. Wie wir wissen, haben die lateinischen Völker eine merkwürdige Einstellung zum Betrug – sie sehen ihn fast als Nationalsport an, sozusagen als Synonym für die geistige Aufgewecktheit dessen, der ihn ausübt“, sagt Frau Sanchez selber, und sie muß es ja wissen!

„Gelegentlich wird eine Hündin von mehreren Rüden gedeckt. Man schreibt dann gerne den Wurf demjenigen Rüden zu, den ‚die aus der Stadt am meisten bewundern‘. Das entdeckt man dann erst, wenn es zu spät ist.“

Rund 40% der Welpen, so Frau Sanchez, entpuppen sich, wenn sie herangewachsen sind, als minderwertig, und auch von den guten weiß man nie, was sie dann schließlich weitervererben werden. Der Neid unter den Hirten und Bauern ist groß. Läßt ‚einer aus der Stadt‘ seine Hündin in den Bergen vom Rüden eines Hirten decken, so muß man allen andern versichern, daß ihre Hunde ebenso schön und gut sind, die Auswahl rein zufällig getroffen wurde, ansonst kann es passieren, daß der Deckrüde zum letzten Mal gedeckt hat.

Doch es gibt glücklicherweise auch die andern Züchter, die sich ernsthaft um die Förderung der Rasse bemühen, die große Summen für gute Zuchttiere ausgeben, die immer wieder Reisen in die Estremadura und in die Berge von León unternehmen, um nach typischen Hunden zu suchen.

Der Mastín Español wird immer beliebter, und das Publikum bevorzugt große und imposante Hunde. Wer will es den Züchtern verargen, daß sie sich nach dem Geschmack der Käufer richten? Dieser Hang zum Gigantismus könnte sich aber durchaus kontraproduktiv auswirken und die Rasse mit schweren genetischen Fehlern belasten.

gezüchtet werden können. Zu diesen Hunden gehören die türkischen Bauernhunde, die unter den Namen Akbash, Karabash und Kangal bei uns bekannt werden.

In der kynologischen Literatur werden diese Hunde heute noch kaum erwähnt. In Zimmermanns „Lexikon der Hundefreunde“ aus dem Jahre 1934 steht kurz und bündig: „Eigene Hunderrassen gibt es in der Türkei nicht.“

E. Hauck, „Die Schäferhunde“, 1966, schreibt über die Hunde in Kleinasien: „In den Bergen Kleinasiens, in Transkaukasien, leben kräftige, schwere, dicht behaarte, bald mehr Schäfer-, bald mehr Hirtenhundtyp aufweisende

liches Aussehen. Ihr Blick ist fast menschlich, Intelligenz sprühend, darin jedes bekannte Tier übertreffend. Ihr Benehmen ist edel und würdig. Die Zahl der bei der Herde gehaltenen Hunde schwankt je nach ihrer Größe von zwei bis sechs. Sie vermögen auch ganz selbständig zu arbeiten. Die berühmtesten Hunde kommen . . . von Konia (Stadt in Anatolien). Ihr Futter besteht aus Mehl und gelegentlich Sauermilch.“

Das Bild, das Nüzhet Hauck schickte, zeigt einen massiven, kurzstockhaarigen Hund mit gestutzten Ohren und einer über den Rücken gehobenen „viel Licht im Ringel zeigenden Rute“.

lich von ihrem mächtigen Gebiß derart hergerichtet, daß man unter Umständen ein Krüppel fürs ganze Leben bleiben kann . . . Alle Leute, selbst jene, die die Hunde doch ständig sahen und seit langem kannten, sind mit starken, hölzernen Knüppeln bewaffnet.“

Von den Hunden in Maden Chaw (Türkisch Armenien) sagt Pietschmann: „. . . waren mächtige, wilde Hunde als Begleiter von Schaf- und Ziegenherden, die wie Wölfe auf unsere Wagen losstürzten, wenn wir uns ihnen näherten“.

Ferner zitiert Hauck Alfons Gabriel, der über diese kurdischen und armenischen Hunde schrieb: „Hunde werden nur zur Bewachung der Herden gehalten. Ihre Behandlung ist, wie in allen muselmanischen Ländern, eine sehr schlechte. In Baschkird stutzt man den Hunden die Ohren, um sie scharf zu machen.“

Vermutlich haben weder Nüzhet, der die Hunde über alles lobt, noch Pietschmann, der sie in Grund und Boden verdammt, die notwendige Objektivität walten lassen. Ihre Berichte sind sehr persönlich gefärbt, dokumentieren aber das Vorhandensein großer Hirten- und Schäferhunde in Anatolien, Türkisch Armenien und Türkisch Kurdistan.



Anatolischer Hirtenhund aus der Gegend von Niğde, Ristmaß etwa 65 cm. Im Osten Anatoliens sollen die Hunde etwa 70 cm hoch sein. (Foto A. Faucillon)

Hunde. Die Kurden bevorzugen weiße, die als Wächter, Schützer der Herden und als Packer bei der Bären- und Wildschweinjagd benutzt werden.“

Bei der Beschreibung der Anatolischen Schäferhunde bezieht er sich auf den Türken Nüzhet Baba, der annimmt, diese Hunde seien in Zentralasien entstanden und mit Nomadenvölkern nach Kleinasien gekommen. Wörtlich sagt er: „Einige dieser Hunde werden so groß wie kleine Esel und ebenso stark. Ihre massigen Köpfe mit dunklen Augenbrauen und dunklen Barthaaren, schwarzen Ohren und schwarzem Fang geben ihnen ein majestätisches, könig-

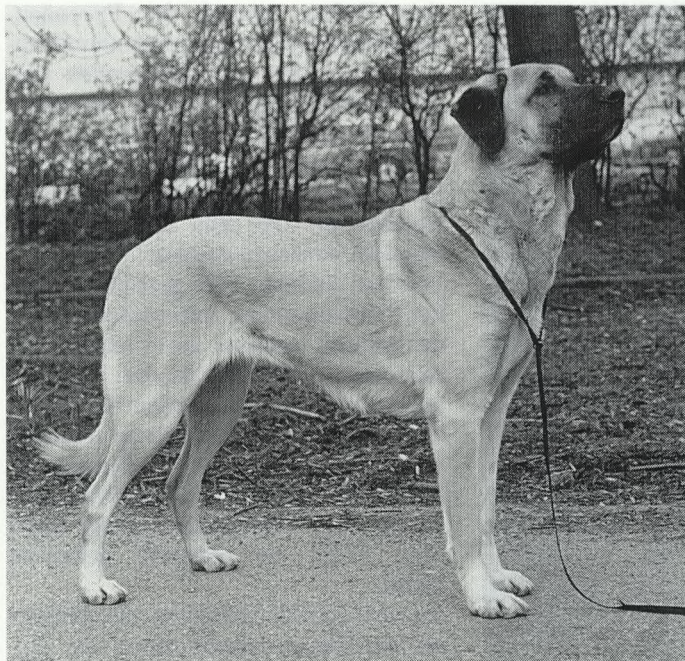
Nicht gerade ein freundliches Bild zeichnet Pietschmann (zitiert in Hauck) von den Kurdischen Hunden (Ost-Türkei): „Die scharfen Hunde, die die Herden hüteten, bellten wild hinter uns her . . . das ist eigentlich das Unangenehmste beim Reisen in kurdischen Gegenden: Die Hunde, die wie wütend hinter jedem Fremden dreinfahren und sich auch durch Steinwürfe und Peitschenhiebe nicht abschrecken lassen, ihm an die Beine oder an die Gurgel zu fahren. Und dabei darf man doch nicht schießen, wenn man nicht selber einen Schuß gewärtigen will, denn in dieser Beziehung verstehen die Besitzer der wilden Tiere, die sich Wölfen ähnlich gebärden . . . keinen Spaß.“

„Diese Tiere, die selbst den Reiter angehen, geben Wölfen kaum etwas nach, und wenn man unvermutet von einem überfallen wird, dann ist man, wenn schon nicht ganz zerfleischt, doch sicher-

Hirten- und Schäferhunde in Anatolien

Die Türkei ist ein großes Land. Kernland ist die Hochfläche von Anatolien. Es herrscht hier ein ausgesprochen kontinentales Klima mit heißen, trockenen Sommern und extrem kalten Wintern. Die Vegetationsperiode ist kurz, zudem schwankt die Niederschlagsmenge von Jahr zu Jahr ganz beträchtlich. Ackerbau ist deshalb nur da möglich, wo das Land künstlich bewässert werden kann.

Die dichteste Besiedlung findet man in den Randgebieten; im Landesinnern, namentlich im ostanatolischen Hochland, liegt die Bevölkerungsdichte meist unter 10 Einwohnern pro km². Der einst stark geförderte Weizenanbau mußte hier zum Teil wegen der starken Bodenerosion durch Wind und Wasser wieder rückgängig gemacht



Hauck erwähnt vom Anatolischen Schäferhund die „viel Licht im Ringel zeigende Rute“. Nüzhet Baba sagt vom Karabash: „Einige dieser Hunde werden so groß wie kleine Esel und ebenso stark.“ Die „schwarzen Ohren und der schwarze Fang geben ihnen ein königliches Aussehen“.

in Aktion. Mitten in der Nacht hörte ich plötzlich Wölfe heulen. Verängstigte Schafe und Lämmer blökten wie verrückt, und zugleich setzte ein wildes Gebell von etwa drei Hunden ein. Nach etwa einer viertel Stunde war der ganze Zauber vorbei . . .“ Ganz ohne das Kommando ihres Herrn sorgen Hirtenhunde in ihrem Revier, ob Schafherde oder Familie, für Ordnung.

dewirtschaft möglich, und die Hirten konnten sich nur behaupten, wenn sie große und wehrhafte Hunde besaßen, die die Herden vor zwei- und vierbeinigen Schaf- und Ziegiendieben schützten.

und das Land in den ursprünglichen Zustand (Grassteppe) zurückgeführt werden. Diese Grassteppe wird vor allem von Schaf- und Ziegenherden genutzt.

Die Herden werden seit alten Zeiten durch große, wehrhafte Hunde beschützt. Sie sind hier bekannt unter der Bezeichnung „çoban köpeği“. Es gibt verschiedene regionale Typen; eine kontrollierte Zucht auf Reinrassigkeit findet nur in Ausnahmefällen statt. Was zählt, ist nach wie vor die Arbeitsleistung.

Daran hat sich auch heute noch nicht viel geändert. Wie die Hunde ihre Pflichten wahrnehmen, berichtet uns die Expertin für Türkische Hirtenhunde, Frau Roswitha Schimpf, in einem Bericht im Mitteilungsblatt der „Züchter- und Liebhaberunion Türkischer Hirtenhunderassen“:

„Bei den Fahrten von Ankara zur russischen Grenze überraschte mich eines, rund um die Schafherde zeigten sich tagsüber nie Hunde. Die meisten waren in den Dörfern angekettet. Erst in der Dunkelheit treten sie, ausgerüstet mit schützenden Stachelhalsbändern gegen Kehlbiisse, meist gleich im Rudel



Anatolien war seit uralten Zeiten ein Durchgangsland verschiedener Völker. Alte Ruinenstädte zeugen von der bewegten Vergangenheit dieses Landes. Alle die vielen Völker, die einst hier gelebt und ihre Kulturen aufgebaut haben, haben auch ihre Spuren hinterlassen, aber an der wirtschaftlichen Nutzung der Hochflächen vermochten auch die verschiedensten Kulturen wohl nicht viel zu ändern. Hier war nur Wei-

Außerhalb ihrer engeren Heimat fanden diese Hirten- und Schäferhunde bis in die neueste Zeit hinein kaum große Beachtung, und es ist das Verdienst englischer und amerikanischer Kynologen, wenn heute drei dieser alten Hirtenhunde aus dem Dunkel der Anonymität hervorgetreten und als Rassehunde anerkannt worden sind. Einer davon ist der aus dem westlichen Teil Anatoliens stammende Akbash. Der Name bedeutet „Weißkopf“. Er ist ein großer, hochbeiniger Hirtenhund mit Schulterhöhen zwischen 81 und 86 cm für Rüden und 71 bis 81 cm für Hündinnen. Der Akbash war wohl ursprünglich nicht nur Hirten-, sondern auch Jagdhund, wie das auch bei andern ursprünglichen Bauernhunden der Fall war. Er gehört in die Gruppe der großen weißen Hirtenhunde, die wir heute noch in den verschiedenen Ländern finden. Eine enge Verwandtschaft mit dem ungarischen Kuvasz, dem Slowakischen Čuvač und dem polnischen Tatrachund ist wahrscheinlich. Erna Mohr (Ungarische Hirtenhunde, 1969) sagt, die ungarische Bezeichnung „Kuvasz“ sei identisch mit dem türkischen Wort „Kawacz“, das soviel wie „bewaffneter Sicherheitswächter der europäischen Gesandten“ bedeutet. Aus „Kawacz“ wurde „Kuvasz“ und aus „Kuwasz“ in der Slowakei „Čuvač“.



Akbash Langhaar. (Foto Krämer)

Die große Ähnlichkeit der drei Rassen ist auffallend, doch die Theorie, wonach der Kuvasz im 12. Jahrhundert von den Türken nach Ungarn gebracht worden sei, steht auf schwachen Füßen. Vermutlich gab es bereits vor dem Türken- einfall in Ungarn große, weiße Hirten- hunde. Die Verwandtschaft mit dem Akbash wird mit dieser Feststellung jedoch nicht bestritten.

Akbash-Hündin mit Junghund. Eig. Peter Du- bas, Ehrentalsmühle, D-5227 Windeck.

Ebenso steht die Theorie auf schwa-

chen Füßen, wonach der Pyrenäen- Berghund und der Maremmhund Ita- liens, wie überhaupt alle großen wei- ßen Hirtenhunde in Europa, Abköm- mlinge des Akbash sein sollen, der sei- nerseits wiederum durch asiatische Volksstämme nach Anatolien gebracht worden sei. Das sind Spekulationen, die nicht bewiesen werden können.

Von den andern, hier genannten wei- ßen Hirtenhunden, unterscheidet sich der Akbash insofern, als er leichter ge- baut und hochläufiger ist. Bei Schulter- höhen bis zu 86 cm werden Körperge- wichte zwischen 41 und 55 kg genannt, verglichen mit einem St. Bernhards- hund oder einem Pyrenäen-Berghund ist das relativ wenig und bedingt einen eher leicht als kompakt gebauten Hund.

Es wird deshalb vermutet, der Akbash sei vor Zeiten durch die Ein- kreuzung von Windhunden beeinflusst worden. Der amerikanische Richter Paul Strang schreibt 1982: „Die Hinter- hand des Akbash-Hundes würde eine Antilope vor Neid erblassen lassen, und ich bin sicher, daß diese Hunde nicht nur zum Schutze der Herden ge- halten wurden, sondern auch die galop- pierenden Reiter begleiteten und die fliehende Beute niederstreckten ...“

Der Akbash wird heute in einer stock- haarigen und einer langhaarigen Varietät gezüchtet. Das lange Haar ist ent-



weder schlicht oder leicht gewellt, Vorderläufe und Rute sind beim langhaarigen Akbash reichlich befedert.

Der stockhaarige Akbash hat ein hartes Stockhaar und darunter reichlich Unterwolle, auch bei ihm sind die Rückseiten der Vorderläufe mehr oder weniger befedert.

„Akbash Dog Association International“, die ein eigenes Zuchtbuch führt, in das bis jetzt rund 300 Akbash-Hunde eingetragen wurden. Die Akbash Dog Association hat einen Rassenstandard ausgearbeitet und publiziert. In Deutschland gibt es eine Züchter- und Liebhaberunion Türkischer Hirten-

DER KARABASH



Langhaarige Varietät des Akbash.

Er gilt als ruhiger, gelassener Hund, wie es die meisten ehemaligen Hirtenhunde sind. Sein Wächter- und Beschützerinstinkt ist sehr ausgeprägt, entsprechend hat er auch eine gewisse natürliche Aggressivität, die nicht gefördert werden sollte.

Zukunfts-aussichten

Bis heute ist der Akbash von der FCI nicht anerkannt worden. Es ist aber anzunehmen, daß er dank seiner attraktiven Erscheinung und der derzeitigen Vorliebe der Hundefreunde für große Rassen bald einmal eine größere Verbreitung finden wird. Schon existiert in den USA eine „Ak-

hundrassen e. V., die sich die Reinzucht und Verbreitung des Akbash zum Ziele gesetzt hat.

Nach der Niederschrift des Manuskripts hat nun die FCI im Jahre 1990 einen Standard für einen Anatolian Shepherd in Kraft gesetzt. Darin gelten Akbash, Karabash und Sivas-Kangal als Varietäten ein und derselben Rassen, die nach Belieben durcheinander gekreuzt werden dürfen.

Man kann wohl annehmen, daß alle drei Rassen Varietäten des großen Hirtenhundes des Orients sind, aber es darf nicht übersehen werden, daß der weiße Akbash durchaus als eigenständige Rasse gezüchtet werden kann, weil sich Weiß gegenüber dem Graugelb des Kangals rezessiv verhält; d. h., bei einer Paarung weißer Hunde untereinander wird es nur weiße Nachkommen geben. Eine Vermischung des Akbash mit dem kurzhaarigen, graugelben Kangal kann weder für die eine noch die andere Rasse irgend einen Vorteil bringen. Anzustreben ist unbedingt die Reinzucht der beiden Rassen.

Karabash bedeutet „Schwarzkopf“; in der Türkei wird er auch „Çomar“ oder „Samsun“ genannt. Der vom englischen „Anatolian (Karabash) Dog Club“ (gegründet 1965) ausgearbeitete Standard beschreibt ihn als hochläufigen, stark gebauten Hund mit breitem Schädel und schwerem Kopf und mit einem kurzen und dichten Haarkleid. Er ist immer einfarbig braun in verschiedenen Schattierungen, mitunter aber auch gestromt. Charakteristisch ist die schwarze Maske, die ihm den Namen gegeben hat. Sie variiert von einem gänzlich schwarzen Kopf bis hin zur schwarzen Schnauze und schwarzen Ohren. Bevorzugt wird ein völlig schwarzer Kopf.

Die Schulterhöhe liegt zwischen 73,6 und 81 cm (29–32 inches) für Rüden und 71–78,8 cm (28–31 inches) für Hündinnen. Er hat Hängeohren, die ihm aber auch heute noch in der Türkei oft ganz kurz kupiert werden – zum Schutze gegen Wölfe, sagen die einen – um ihn schärfer (also bissiger) zu machen, behaupten die andern.

Der Karabash gleicht in vieler Hinsicht einem englischen Mastiff, ist aber weniger massiv.

Nach türkischer Auffassung bildet er eine eigene Rasse und wird auch als solche von den Schäfern anerkannt. Man schätzt ihn wegen seines löwenartigen Aussehens und wegen seiner Stärke, seiner Unerschrockenheit und seiner Treue gegenüber der zu betreuenden Herde, seinem Herrn und dessen Familie.

Seine Aufgabe war von jeher – und ist in seiner Heimat auch heute noch – der Schutz der Schaf- und Ziegenherden gegen Wölfe, denen er in bezug auf Schnelligkeit und Stärke durchaus gewachsen ist.

Der Karabash war aber nicht immer



nur Hirtenhund, er diente im türkischen Heer der Sultane auch als Kampfhund. Der türkische Schriftsteller Evliya Çelebi berichtet im 17. Jahrhundert von Hunden, „so groß wie Löwen“, die man „Samsun“ nannte. Diese Hunde begleiteten die Rinderherden der Janitscharen, einer Elitetruppe des osmanischen Heeres. (Die Angehörigen der Janitscharen wurden seit Mohammed dem Eroberer im Jahr 1329

Karabash (Foto Peter Dubas).

Karabash heißt „Schwarzkopf“. Karabash und Kangal sind verschiedene Bezeichnungen für die gleiche Art Hirtenhunde.



aus zum Islam bekehrten Gefangenen rekrutiert, später waren es Männer, die als „Knabenzins“ der Christen dem Sultan übergeben werden mußten. Im Jahre 1826 wurden die Janitscharenverbände aufgelöst.)

Evliya Çelebi unterscheidet deutlich zwischen den speziellen „Samsun“ und den gewöhnlichen Schäferhunden. In den traditionellen Volkserzählungen der Türken findet man mehrere Hinweise, in denen der Karabash mit Namen erwähnt wird.

Der Untergang der Monarchie in der Türkei und das Verschwinden des Landadels im 20. Jahrhundert vernichtete weitgehend die rein gezüchteten Hirtenhundestämme, davon ausgenommen waren die Hunde der Kangals, von denen weiter unten berichtet wird.

Wie überall bei den Hirtenvölkern ist die Haltung der Hunde auch in der Türkei äußerst primitiv. Die Welpen werden mit Sauermilch und Abfällen großgezogen, die alten Hunde erhalten täglich etwas Brei aus Mehl und Wasser; Fleisch sieht ein türkischer Hirtenhund nie, es sei denn, er finde irgendwo Aas. Bei einer solchen Haltung können nur die gesündesten und härtesten Hunde überleben, und nicht umsonst gilt der Karabash als eine genügsame und äußerst robuste Rasse. Daß die Hunde bei einer solchen Haltung bis zu 20 Jahren alt werden, wie berichtet wird, grenzt schon fast an ein Wunder.

Die Abgrenzung des Karabashes gegen den Kangal ist äußerst vage. Der vom englischen „Anatolian (Karabash) Dog Club“ ausgearbeitete Standard für den Karabash und der vom amerikanischen „Kangal Club of America“ publizierte Standard für den Kangal sind praktisch identisch. Die Frage ist deshalb berechtigt, ob es überhaupt angebracht ist, für die offensichtlich gleiche Rasse zwei verschiedene Bezeichnungen zu führen.

Vermutlich ist es so, wie Judith und David Nelson in ihrem Artikel über „Die Hirtenhundrassen in der Türkei“, publiziert in der „Hundewelt“ 5/85, über das Verhältnis Karabash/Kangal sagen: „Es gibt natürlich weitere Hunde in der Türkei, die Ähnlichkeit mit dem Kangalhund besitzen und eine schwarze Gesichtsmaske haben, die türkisch ‚karabash‘ heißt. Jedoch dürfen nur jene großen, schwarzgesichtigen Hunde den stolzen Namen ‚Kangal‘ tragen und in das Stammbuch für

Kangalhunde eingetragen werden, die aus Kangal selbst oder dem Gebiet um Sivas stammen.“

DER KANGAL

Der Kangal hat seinen Namen von der aristokratischen Familie der Kangals im gleichnamigen Distrikt der anatolischen Provinz Sivas im Anti-Taurus. Die Hauptstadt Sivas liegt zwischen dem Oberlauf des Irmuk und des Euphrats. In diese rauhe Hochebene sind vor rund 1000 Jahren Turkmenen, nomadisierende Stämme aus Turkmenistan, eingewandert und haben vermutlich bereits damals ihre großen Hirten-, Wach- und Schutzhunde mit nach Anatolien gebracht. Sie wurden hier sesshaft und züchteten Rinder, Schafe und Ziegen, die von ihren Hunden gegen Wolf und Bär geschützt wurden. Es waren also keineswegs Hüte- und Treibhunde, sondern große Schutzhunde; die Bezeichnung „Anatolische Schäferhunde“ weckt falsche Vorstellungen.

Die Familie der Kangals, heute noch Großgrundbesitzer in Sivas, leiten ihre Herkunft von turkomanischen Beys (Nomadenführer) ab. Sie wurden von den Sultanen zu Paschas und Agas erhoben und wurden noch zu Anfang dieses Jahrhunderts von der Landbevölkerung „Dere Beys“, das heißt, „Herren der Täler“, genannt.

Heute sind die Adelstitel in der Türkei



Oben:
Kangal-Paar.

Unten:
Reingezüchteter Kangal „Hisar Yakomoz“,
gew. am 29. Oktober 1979, Z. Cartoryska;
Eig. Watkins (GB). (Foto Eva-Maria Krämer)

abgeschafft, aber die Kangals haben ihre Bedeutung behalten; sie gehören nach wie vor zur gehobenen Gesellschaftsschicht. Sie sitzen im türkischen Parlament, sie sind Ärzte und Rechtsanwälte – und sie sind immer noch Großgrundbesitzer im Kangaldistrikt in Sivas. Sie gelten als hervorragende Pferde- und Schafzüchter und lieferten seinerzeit die Pferde für das Gestüt des Sultans.

Diese Großgrundbesitzer spielten für die nach ihnen benannten Hunde eine

ein ganz bestimmter Typ des Hirtenhundes, der heute in der Türkei als eine Art „Nationalhund“, vergleichbar dem Bernhardiner in der Schweiz, gilt. Auch der an Hunden nicht sonderlich interessierte Türke hat vermutlich schon einmal etwas von den Kangalhunden gehört, zumal die Rasse auch schon auf türkischen Briefmarken dargestellt worden ist.

Der Kangal unterscheidet sich, wie bereits gesagt, kaum vom Karabash. Sein Vorzug besteht lediglich darin, daß er

eben aus der Zucht der Kangals kommt, also als mehr oder weniger reinrassig gilt.

Die besten und reinsten kamen und kommen heute noch aus der Provinz Sivas, und nur solche Hunde wurden vom „Kangal Club of America“ ins Zuchtbuch übernommen.

Wie beim Karabash handelt es sich beim Kangal um einen großen Hund von vorwiegend graubrauner Farbe, oft mit einem weißen Brustfleck oder weißen Pfoten. Charakteristisch ist die schwarze Maske oder der gänzlich schwarze Kopf. Die Größe entspricht den beim Karabash angegebenen Maßen. Hunde mit 80 cm und mehr Schulterhöhe wiegen 60 kg und mehr, es sind also recht massive Hunde, vergleichbar etwa einem Kurzhaar-Bernhardiner des alten Typs. Gescheckte Hunde wurden von den Kangals nie zur Zucht verwendet.

Die Kangal-Züchter in Sivas sind davon überzeugt, daß es sich bei ihren Hunden um eine rein gezüchtete Rasse handelt, die sich von allen andern türkischen Hunden unterscheidet und die seit Jahrhunderten unverändert geblieben ist. Sie haben denn auch, in Ermangelung eines eigenen Rasseklubs, den durch den „Kangal Club of America“ ausgearbeiteten Standard anerkannt und züchten nach ihm. Eine türkische Fassung des Standards, unterschrieben von den Kangals in Sivas und notariell beglaubigt, liegt bei den Akten des amerikanischen Klubs.



wichtige Rolle, vergleichbar etwa der Rolle, die man dem ungarischen König Matthias II für die Zucht des Kuvasz zumißt.

Die Kangals führten zwar kein eigentliches Zuchtbuch für ihre Hunde, aber die Zuchtwahl wurde nicht den Hunden, das heißt dem Zufall überlassen, sondern man führte eine Hündin ganz gezielt einem bestimmten Rüden zu, und das geschah offenbar während Jahrhunderten. So entstand in Sivas

Kangal in Anatolien. Die Ohren wurden zum Schutz gegen Wölfe kurz kupiert, ebenso soll ihn das Stachelhalsband vor Wölfen schützen. (Foto Eva-Maria Krämer)

Zukunft der türkischen Hirtenhunde

In der Türkei gibt es bis heute keine kynologische Vereinigung, infolgedessen fehlt auch ein nationales Zuchtbuch. Es gibt auch keinen Rasseklub, der sich der einheimischen Hunderassen annehmen und sie fördern würde. Die Reinzucht liegt zur Zeit vorwiegend beim amerikanischen, beim englischen und beim deutschen Rasseklub, die Standards aufgestellt haben und die Hunde stammbuchmäßig züchten. Nachdem in den letzten Jahren türkische Hirtenhunde vom Typ Akbash und vom Typ Kangal nach Westeuropa gekommen sind und nun hier auch regelmäßig gezüchtet werden, hat die FCI am 10. April 1980 einen Standard unter der Benennung „Anatolischer Hirten-



Kangal Hisar Yahomoz. (Foto Eva-Maria Krämer)

Der Kangal ist die von der Großgrundbesitzer-Familie Kangal reingezüchtete Form des Karabash. „Kangals sind auch Karabashes, aber Karabashes sind nicht immer auch Kangals“, sagt Peter Dubas, Präsident der „Züchter- und Liebhaberunion Türkischer Hirtenhundrassen“ in Deutschland.

hund“ (Anatolian Shepherd) genehmigt und in Kraft gesetzt. Darin werden Akbash und Kangal als Varietäten ein- und derselben Rasse aufgefaßt, was wohl falsch sein dürfte.

Keinem verantwortungsvollen Züchter würde es hierzulande einfallen, einen weißen langhaarigen Akbash mit einem gelben stockhaarigen Kangal zu paaren und von den Nachkommen zu behaupten, es seien reinrassige Hunde. Der FCI-Standard ist denn

auch so abgefaßt, daß jeder hirtenhundähnliche Bastard mit einer Schulterhöhe zwischen 71 und 81 cm als Anatolischer Hirtenhund an einer Ausstellung teilnehmen kann. Eine Standardrevision drängt sich dringend auf! In der „Dog World“ 1989 opponiert denn auch der aus der Türkei stammende Züchter Emre Baylar energisch gegen diese Verbastardierung der reinen türkischen Rassen. Er unterscheidet scharf zwischen dem Sivas Kangal

(Kangal Coban Köpegi) und dem Akbash (Akbash Coban Köpegi) und betont, daß Kangal und Akbash zwei verschiedene Rassen sind. (Coban Köpegi heißt auf deutsch „Hund des Hirten“). Wer Kangal und Akbash kreuzt, produziert Bastarde!

Sicher kommen Kreuzungen der beiden Rassen in der Türkei immer wieder vor (schätzungsweise 95% der Hunde in der Türkei sind Bastarde), und die Bastarde werden ahnungslosen Touristen als reinrassige Coban Köpegi aufgeschwatzt. Die Türken wissen aber sehr wohl, daß Akbash und Kangal zwei verschiedene Rassen sind. Soweit der Türke Emre Baylar, der aus eigener Anschauung spricht.

An sich ist schon die Bezeichnung „Anatolisch“ falsch. Anatolien ist lediglich das Kernland der heutigen Türkei, die Hunde aber, vor allem der weiße langhaarige Akbash, kommen nicht nur in Anatolien, sondern praktisch in ganz Kleinasien vor. Richtig wäre deshalb die Bezeichnung „Türkische Hirtenhunde“.

Ob sich der Kangal und der Karabash als eigenständige Rassen auf die Dauer zu halten vermögen, ist ungewiß, zumal in der Türkei offenbar jeder schwarzköpfige Bauernhund ein Karabash ist und somit keiner bestimmten Rasse angehört.

Es würde auch sinnlos sein, die gleiche Rasse unter zwei verschiedenen Namen zu züchten; das würde lediglich zu einer unerwünschten Einengung der ohnehin noch recht schmalen Zuchtbasis führen.

Der FCI-Standard Nr. 331

Im April 1989 hat die FCI einen Standard für den „Anatolian Shepherd Dog“ herausgegeben.

Ganz abgesehen davon, daß der im Standard beschriebene Hund keineswegs ein „Schäferhund“ im heutigen Sinne, sondern ein Hirtenhund ist, trifft auch die Bezeichnung „Anatolian“ nicht unbedingt zu.

So sagt P. Dubas im „Mitteilungsblatt der Züchter und Liebhaber türkischer Hirtenhunderassen“ vom März 1991 wohl mit Recht, daß im Ursprungsland der Rassen, der Türkei, eine Rasse mit Namen „Anatolischer Schäferhund“

völlig unbekannt ist. Der Name wurde von den Amerikanern und den Engländern kreiert; das sollte jedoch die FCI nicht hindern, die Hunde richtig zu benennen, nämlich als „Türkische Hirtenhunde“.

Der FCI-Standard enthält aber noch schwerwiegendere Mängel. Erstens sind die Hunde keineswegs frei von jeglicher Aggressivität – im Gegenteil – Aggressivität wurde von den türkischen Hirten geradezu gewünscht, und sie ist auch heute noch ein Rassenmerkmal, das bei der Haltung solcher Hunde berücksichtigt werden muß. Zum zweiten wird nichts darüber gesagt, daß es mindestens zwei sich deutlich voneinander unterscheidende Rassen gibt, nämlich den weißen, zumeist langhaarigen Akbash und den gelbbraunen, immer stockhaarigen Kangal mit der schwarzen Verbrämung an Kopf und Ohren. Langhaar gilt im Standard sogar als Fehler!

Die wenigen Züchter in der Türkei, die so etwas wie Rassezucht betreiben, würden nie einen weißen Akbash mit einem gelbbraunen Kangal kreuzen!

In der Praxis angewendet, kann jeder Bauernhund, gleich welcher Farbe und welcher Haarart, der eine Widerristhöhe zwischen 71 und 81 cm aufweist, gemäß FCI-Standard als „Anatolischer Hirtenhund“ ausgestellt und bewertet werden!

hund“ nicht ganz richtig. Der (oder besser die) Kaukasier – es gibt verschiedene Schläge – ist nicht ein Hütehund wie zum Beispiel der Border Collie oder der Bergamasker, er ist vielmehr ein Schutz- und Wachhund, dessen Aufgabe darin bestand – und in seiner Heimat immer noch besteht –, Wölfe und Bären von den Herden abzuhalten.

Wie das ursprünglich geschah, lesen wir bei L. Beckmann nach: „Wenn die Herde im Freien übernachtet, wird dieselbe gegen Abend zu einem Haufen zusammengetrieben, und die Hunde, deren meist eine größere Anzahl die oft über 2000 Stück zählende Herde begleiten, rings um dieselbe in gleicher Entfernung postiert, indem für jeden Hund ein Stück Fell auf den Boden gelegt wird, auf welchem er dann sein Nachtlager aufschlägt und zu welchem er, wenn er es verlassen hat, wieder zurückkehrt.“

Die ersten Hunde dieser Rasse kamen vor 20 Jahren nach Westeuropa, 1969 in die DDR und 1979 in die Bundesrepublik Deutschland. 1977 wurden die ersten auf einer Ausstellung in Köln gezeigt.

In einem Artikel in einer österreichischen Zeitschrift hat Frau Rasch-Gründing die wichtigsten Daten über die Kaukasier zusammengestellt. Wir geben ihr das Wort:

Herkunft

Die Kaukasischen Owtscharka sind eine alte Hirtenhundrasse. Sie stammen aus dem Kaukasus. Ihre größte Verbreitung finden sie in den ehemaligen Unionsrepubliken von Gruzien, Armenien und Aserbeidschan und in den autonomen Republiken von Kabardino-Balkarien, Dagestan und Kalmückien.

Des weiteren findet man sie beheimatet in den Steppengebieten des Nordkaukasus und in dem Gebiet Astrachan.

Nachweislich besteht diese Hunderasse seit ungefähr 600 Jahren. Man schätzt allerdings, daß sie in Wirklichkeit sehr viel älteren Ursprungs ist. Es gibt Hinweise auf den Kaukasischen Owtscharka, die auf die Zeit vor Christi Geburt zurückgehen. Auch soll an Hand von Schädelmessungen nachgewiesen sein, daß der Kaukasier ein Abkömmling des europäischen Wolfes ist.

DER KAUKASISCHE OWTSCHARKA (KAVKAZSKAIA OVTCHARKA)

Name

Der Name kommt vom russischen Wort „Owtza“ = das Schaf. Doch trotz dieses Zusammenhangs ist die Bezeichnung „Kaukasischer Schäfer-“



Kaukasischer Owtscharka Alf v. d. Alten Eiche mit zwei von sieben Nachkommen. Die beiden Welpen heißen Andra und Amina vom Dagsthaner Mirza-Chan. Amina ist unterdessen bereits Mutter von acht Welpen geworden. Eig. v. Alf sind Dieter und Elvira Böhler, Weinheim (D).

Varietäten

In den vergangenen Jahrhunderten war natürlich die Hundezucht nur an der Zweckmäßigkeit ausgerichtet. Es wurde bei der Auswahl von Paarungen sicherlich kaum auf das Exterieur der Tiere geachtet. Man richtete sich nach Kriterien wie zum Beispiel Arbeitsleistung, Mut, Anspruchslosigkeit, Widerstandsfähigkeit usw. Ein weiterer

Punkt, der die Zucht in früheren Zeiten sicher stark beeinflusste, ist der, daß die Menschen kaum Zeit und Gelegenheit hatten, einen weit entfernt stehenden Zuchtrüden zum Decken heranzuziehen, zumal sie wahrscheinlich nicht einmal von der Existenz weit entfernt lebender Hunde wußten. So bildeten sich im Laufe der Zeit doch recht unterschiedliche Typen heraus.



Kaukasischer Owtsharka, aufgenommen an einer Hundeausstellung in Moskau. (Foto Dr. B. Mojziszová)

Verwandte Owtsharka-Rassen

Es geschieht häufig, daß bei der Aufzählung der unterschiedlichsten Kaukasen-Schläge der Südrussische Owtsharka genannt wird. Hier handelt es sich jedoch um eine eigenständige Rasse mit einem völlig anderen Erscheinungsbild. Der Südrussische Owtsharka ist ein gestreckter, eher schlanker Hund mit einem schmalen Schädel. Er ist wesentlich stärker gewinkelt als ein Kaukase, und er wird auch nicht kupiert. Am auffälligsten ist aber sein gänzlich anderes Haarkleid. Es ist rein weiß, evtl. in einer gelblichen oder gräulichen Abstufung, und

es ist recht lang. Es ähnelt in seiner Struktur dem Haarkleid der Polski Owczarek Nizinny oder dem der Bearded Collie.

Auch ist der Arbeitsbereich der Südrussen unterschiedlich zu dem der Kaukasen. Die Südrussischen Owtsharka werden hauptsächlich als Hütehunde, also zum Treiben und Ordnen der Herde verwendet. Sicherlich beschützen auch sie ihre Herde, aber ihre eigentliche Aufgabe liegt wohl im Hüten. Diesen Ausführungen von Frau Rasch-Gründing ist wohl noch anzufügen, daß bereits Strebel (1905) auf das große Verbreitungsgebiet der russischen Hirtenhunde hingewiesen hat. Es reicht von der Nordabdachung des Himalaya über Turkestan bis in den Kaukasus und über diesen hinaus zu den Hunden in der östlichen Türkei.

In der Literatur werden Schläge wie Grusinier, Aserbeidschaner, Dagestaner Nordkaukase und Transkaukasischer Owtsharka erwähnt. Wir unterscheiden heute zwei größere Gruppen; zum einen die Steppenkaukasen, zum anderen die Bergkaukasen. Die Steppenkaukasen sind hochläufige, etwas schlanke, insgesamt leichtere Hunde, wogegen die Bergkaukasen gedrungener, behäbig und eher quadratisch sind. Bei beiden Schlägen kommen kurzhaarige bis langhaarige Hunde vor. Bei den langhaarigen ist eine starke Halskrause und reichlich Befahrung an den Läufen zu finden.

Auch die Farbe variiert stark. So findet man Hunde, die als Grundfarbe Weiß haben und graue oder rötliche Abzeichen aufweisen. Es gibt Schecken, ihre Grundfarbe ist grau, mit weißer Zeichnung abgesetzt. Auch einheitlich rötliche, blonde oder weizenfarbige Hunde sind zu finden. Die sicherlich beliebteste Farbe ist aber wohl die der grau melierten Hunde.

Nun ist das Erscheinungsbild der Kaukasen noch vielfältiger geworden. In der BRD besteht seit 1987 das Kupierverbot. In den Ostländern darf dagegen noch kupiert werden. So haben wir jetzt Importhunde mit kupierten und hier gezüchtete Hunde mit unkupierten Ohren. Diese Tiere haben dann mittelgroße, dreieckige Schlappohren.



Russischer zotthaariger Schäferhund, gezeichnet von Richard Strebel. Strebel schreibt dazu: „Die Rassenmerkmale aller russischen Schäferhunde zu geben ist sehr schwer, denn es gibt immer weniger wirkliches Vollblut russischer Schäferhunde. Die Grösse schwankt zwischen 60 und 75 cm bei den Rüden, bei den Hündinnen zwischen 55 und 65 cm. Die Farbe ist weiß, rot oder grau.“

Ohne jeden Zweifel besteht zwischen dem Kaukasischen Owtsharka und dem türkischen Karabash und dessen reingezüchteter Form, dem Kangal, ein ausgesprochen enger Zusammenhang.

Mit Recht sagen J. und D. Nelson in ihrem Artikel „Die Hirtenhundrassen in der Türkei“ („Hundewelt“ 5/1985), daß die Hirtenhunde der Kars-Region in der östlichen Türkei eng verwandt sind mit dem Kaukasischen Owtsharka. Die Übergänge vom Kaukasischen Owtsharka zum Karabash sind denn auch fließend, eine deutliche Abgrenzung der beiden Rassen ist kaum möglich.

Der Standard der Kaukasen

Der Rassestandard dieser Hunde ist unter der Nummer 328 am 23. August 1984 bei der Fédération Cynologique Internationale (FCI) in Thuin, Belgien, eingetragen worden. In ihm wird die Rasse wie folgt beschrieben (ich gebe hier eine Zusammenfassung der wichtigsten Merkmale, wie im Standard gefordert, wieder).

Es handelt sich um übermittelgroße bzw. große Hunde von kräftigem bis grobkräftigem Körperbau mit massivem Knochenbau und starker Muskulatur. Sie sind von Natur aus scharf und Fremden gegenüber mißtrauisch.

Die Größe der Tiere muß bei Rüden mindestens 65 cm, bei Hündinnen mindestens 62 cm Widerristhöhe betragen. (Zur Farbe der Haararten siehe oben). Der Standard sagt hier eindeutig aus, daß schwarze, schwarzgefleckte und braune Farbtöne in verschiedener Kombination nicht zulässig sind.

Der Kopf soll massiv mit breitem Schädel und stark entwickelten Backenknochen sein. Er soll eine breite, flache Stirn mit einer leichten Mittelfurche haben. Die Schnauze soll kürzer als der Oberkopf sein und der Stop schwach ausgeprägt.

Ansonsten ist im wesentlichen darauf hingewiesen, daß der Hund trocken, geschlossen und fest in seiner Substanz sein soll. Er darf nicht lose oder schwammig wirken. Eine übermäßige Winkelung der Beine ist bei den Kaukasen nicht erwünscht.

In der Bewegung soll er sich frei, gewöhnlich gleichmäßig und ruhig zeigen. Typische Gangart ist ein kurzer Trab, der bei Beschleunigung in einen etwas plumperen Galopp übergeht.

Pflege und Haltung

Wenn man sich einen Kaukasen kaufen möchte, sollte man daran denken, daß diese Hunde vom Ursprung her weder in bezug auf Futter noch Haltung verwöhnt worden sind. Hieraus sind auch für heutige Kaukasenbesitzer Schlüsse zu ziehen. Die Tiere sind es gewohnt gewesen, tagaus, tagein im Freien bei den Her-



Neben den einfarbigen gibt es auch gescheckte Kaukasier, nicht zulässig sind schwarze, schwarzweiß-gescheckte und rein braune Hunde. (Foto Eva-Maria Krämer)

Unten:
Porträt eines Kaukasischen Owtscharkas.
(Foto Eva-Maria Krämer)

